

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 92 (1947)
Heft: 40

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jeremias Gotthelf

Zum Gedächtnis seines 150. Geburtstages am 4. Oktober 1947

Gotthelf

Trostlos versinkt die Welt in Blut und Brand.
Horch, wie sie mit dir klagt und betet: Gott helf!*

Jeremias Gotthelfs Erziehertum

1

Gehört der Epiker von Lützelflüh zu jenen Halbvergessenen, die einer Aufwärmung am hundertfünzigsten Geburtstag bedürfen, oder sollen wir seiner an diesem Tage gedenken, um am darauffolgenden, wie es Carl Spitteler in seinem bissigen Aufsatz «Datumsjubiläen» ausdrückt, «eilends wieder hundert Prozent von dem Gesagten abzuziehen»? Und haben wir ein Anrecht darauf, ihn mit dem Namen Erzieher gewissermassen für uns zu pachten?

Sicher ist, dass Gotthelf zu jenen Erscheinungen der Geistesgeschichte gehört, deren Bedeutung und wahrer Wert erst lange nach ihrem Dahinschwinden erkannt wurde. Seine Stellung innerhalb der Literaturgeschichte hat, ähnlich wie die Friedrich Hölderlins, so weit sie sich auch in ihrer äusseren Form voneinander scheiden, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erst langsam erstritten werden müssen. Das lapidare Urteil Gottfried Kellers über seinen Berner Landsmann blieb ein Ruf in die Wüste und wurde im Grunde erst ein halbes Jahrhundert später vernommen und verstanden.

So wird man auch die Bezeichnung Gotthelf-Renaissance, wie sie etwa der Gotthelf-Forschung des zwanzigsten Jahrhunderts gegeben wird, nur mit Vorbehalt annehmen: Es handelt sich nicht um eine Renaissance, sondern um eine erstmalige Entdeckung und langsame Erschliessung eines gewaltigen geistigen Phänomens. Und die Entdeckungsfahrten sind noch keineswegs abgeschlossen, trotzdem die grosse und mustergültige Gesamtausgabe der Werke von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch das Forschungsmaterial in umfassender Weise zugänglich gemacht hat. Das Interesse für Gotthelf ist aber keineswegs im Abflauen begriffen. Auch am Werke selbst bleibt noch außerordentlich viel zu tun. Ganze Erzählungen und unzählige Einzelstellen harren erst noch einer zureichenden Erschliessung durch behutsame Interpretation.

Allein, um Gotthelf wirklich zu verstehen, genügt ein literaturwissenschaftliches und linguistisches Rüstzeug kaum. Wie er selbst literarische Formen gesprengt hat, um sich seine eigenen Formen zu schaffen, so entzieht er sich einer gänzlichen Einordnung in die literarische Tradition, und die bekannten Etiketten des 19. Jahrhunderts: Romantik, Realismus, Naturalis-

mus, wollen nicht recht auf ihn passen. Und es gibt Fragen in seinen Werken, die nicht nur die Literaten und die Freunde des guten Buches interessieren, sondern auch den gänzlich unliterarischen Menschen packen. Es ist höchst bezeichnend, dass sich frühe schon an der Gotthelf-Forschung Vertreter ganz anderer Disziplinen beteiligten, Juristen, Politiker und Diplomaten, Theologen, Psychologen, Psychiater und Mediziner. Wir möchten hier nur an zwei Namen erinnern, an Professor Eugen Huber und an C. J. Burckhardt, den Diplomaten und Historiker von internationalem Rang. Sie alle haben sich mit dem «Volksschriftsteller» Gotthelf auseinandersetzt, offenbar weil er ihnen Wesentliches zu sagen hatte und weil sich eine Auseinandersetzung mit ihm auf jeden Fall lohnte. Seine dichterischen Gestalten und die Welt, die er uns in seinen Werken erschliesst, sind von so vollendeter Klarheit und Grösse, dass sie Mass und Richtung für alle Bereiche des Lebens zu geben vermögen. Gotthelf ist tatsächlich ein Volksschriftsteller, aber nicht in jener bescheiden-biederen Art, wie die ersten Rezensenten von seinen Schriften zu reden pflegten und wie ihn noch heute weite Kreise auffassen. Wer in ihm nur die Sonntagslektüre bescheidener Geister oder den Wahrer des sogenannten unverfälschten Volkslebens sieht, steckt wie die Königin Omphale einen Herakles in Weiberkleider. Das Grosse und Geheimnisvolle liegt eben darin, dass Gotthelf keiner sozialen Klasse, keiner Berufsschicht, nicht einmal dem Bauerntum, und keiner Landschaft eigentlich angehört, so sehr auch seine Werke thematisch und motivisch im Berner Bauerntum verwurzelt sind. Ich sehe im Gegenteil die grösste Gefahr zu Missverständnissen eben darin, dass man bis auf den heutigen Tag immer wieder versucht hat, ihn für bestimmte Teilgebiete wie Naturbeobachtung und Milieuschilderung in Anspruch zu nehmen und in diesen peripheren Fähigkeiten das Wichtigste und Entscheidendste zu erkennen glaubte. Es gibt zwar in Gotthelf realistische, ja naturalistische Züge, aber sie sind eingeordnet in einen weltweiten christlichen Idealismus. Darum aber ist er auch kein theologischer Eiferer, dessen Weltbild sich in ein festes Dogma einspannen liesse. Und keine politische Partei hat in besonderem Masse auf ihn ein Anrecht, so leidenschaftlich er sich auch mit der Politik seiner Zeit auseinandersetzte.

Noch mehr aber tut man seiner Grösse und Bedeutung Gewalt an, wenn man ihn zu einem harmlosen Heimatdichter macht, den man gleich alten Truhen und Kupferkessi nur bei besonders festlichen Anlässen hervorzieht.

Gotthelf hat nicht einfach Menschen seiner Umgebung kopiert und die Wirklichkeit der emmentalischen Landschaft gemalt. Wie bei jedem andern wahrhaften

*) Aus den zehn Ritornellen über Schweizer Dichter von Gottfried Bohnenblust (Neue Gedichte «A-Dur»).

Dichter ist es auch hier gefährlich und irreführend, wenn man seine dichterischen Gestalten heimweisen will, wenn man gewissermassen mit den Fingern auf diese oder jene Gestalt, auf dieses oder jenes Gehöft hinweist und behauptet, es sei das Urbild eines Werkes oder einer Figur aus seinen Erzählungen. Die Urbilder zu Gotthelfs Gestalten liegen ganz anderswo, nämlich in seiner gewaltigen *visionären Kraft*, einer Kraft, die ebenso sehr aus dem Geiste als aus der objektiven Realität genährt wird. Wer einer einzelnen Gestalt wie etwa dem Erbvetter, den man mit dem einstigen Besitzer der Gumpertsmühle identifiziert, oder dem Doktor Ruedi im «Anne Bäbi», nachgeht, der wird wohl in der äusseren Erscheinung Uebereinstimmungen mit historischen Gestalten feststellen können, in ihrer seelischen und geistigen Individualität folgen sie aber im letzten Sinne den ethischen und ästhetischen Gesetzen, die der innere Bau der Geschichte verlangt. Der Vergleich mit dem Modell eines Künstlers lässt sich hier wohl mit Recht ziehen: Gotthelf schliesst sich wohl zunächst an eine in der Wirklichkeit gegebene Person an, aber dann erhält sie auf einmal ein Leben aus sich selber; sie folgt ihrem eigenen geistigen Wesensgesetz, bis zu einem gewissen Grade sogar unabhängig von Wollen und Trachten ihres dichterischen Schöpfers. Die Gestalten werden Träger ewiger Ideen und dauernder Normen; sie läutern sich zu exemplarischen Erscheinungen des Menschentums. Von einem Realismus im eigentlichen Sinne oder gar von einem bloss konstatierenden Naturalismus kann keine Rede sein, so sehr ihn auch die Naturalisten als ihren Vorläufer für sich in Anspruch zu nehmen versuchten und obschon er als eine kostliche Fundgrube für jede volkskundliche und volkspsychologische Forschung gelten kann. Gotthelf ist viel mehr als man gemeinhin annimmt — und hier gilt es umzulernen — in der grossen Geistestradition Europas verwurzelt, und diese Wurzeln sind mindestens so stark wie die, welche ihre Nahrung aus Erde und Volkstum der bernischen Landschaft ziehen. Er hat nicht nur in speziell fachtheologischem Sinne, sondern in seiner ganzen religiösen und philosophischen Haltung die kostbarsten Denkformen der europäischen Geistestradition in sich aufgenommen. In gleichem Masse wurzelt seine Sprache im heimatlichen Volkston und in dem, was Dichter und Denker seit Martin Luther aus der deutschen Hochsprache entwickelt haben.

Diese Zugehörigkeit zur grossen Geistestradition liegt freilich nicht auf der Hand; denn zunächst tritt das Erdnahme und Volkstümliche in Erscheinung. Gotthelf packt uns zuerst durch die Unbestechlichkeit der objektiven Schilderung, durch die geniale Menschenbeobachtung und Menschendeutung und durch die sprachliche Meisterung verwickelter äusserer und psychologischer Situationen. Folgt man aber dieser meisterlichen Darstellung und den Reihen der Motive bis zu ihren Gründen nach, so werden diese Gründe stets ethischer und pädagogischer Natur sein. Denn nie hat er dargestellt nur um der Darstellung willen; nie hat er nur unterhalten und erfreuen wollen. Aber es genügt ihm auch nicht, wie dies bei den homerischen Epikern der Fall war, die Welt, so wie sie ist, ins künstlerische Wort zu bannen; hinter aller epischen Anschaulichkeit steht ja in jedem Augenblick der Mahner und Richter, der priesterliche Lehrer und Erzieher, der seine Gestalten zeigt und die Fabeln flieht, um Mahnmale und leuchtende Vorbilder zu errichten.

Hier aber hat er bewusst und aus tiefster Wesensverwandtschaft heraus, ja mit seiner ganzen Existenz, das geistige Erbe Pestalozzi angetreten. Wenn Pestalozzi während der Niederschrift seines Volksbuches «Lienhard und Gertrud» an Iselin schreibt: «Dichter sind Volkslehrer» und damit bewusst vom rein ästhetischen und sich selbst genügenden Sinn alles dichterischen Wirkens abrückt, so hat Gotthelf mit solchem Dichter- und Lehrertum wie kein anderer Ernst gemacht. Es gibt keinen anderen Ausgangspunkt seines dichterischen Schöpfertums als dieser ursprüngliche Drang, das Volk zu lehren und zu erziehen. Und doch sind seine Werke eben keine pädagogischen Schriften im eigentlichen Sinne, weil diese Pädagogik ganz und gar Gestalt und episches Geschehen geworden ist.

Wenn uns aber gerade das ästhetisch Schöne in seinen Werken in so vielfältigen Formen anspricht, dann vor allem, weil wir uns in Gotthelfs Nähe in einen weiten und wohl gegründeten geistigen Kosmos eingebettet fühlen, weil die einzelnen Ereignisse und Gestalten sich widerspruchlos einem grossen ordnenden Weltprinzip einfügen. Und das Heimatgefühl, das uns in seinen Werken ergreift, ist nicht so sehr ein Gefühl der Geborgenheit in heimischer Landschaft — denn wie hätte er so in Norddeutschland seine Freunde finden können? — als in einer grossen geistigen Ordnung, an der vor ihm Jahrtausende der europäischen Kulturtadt gebaut haben. Wie Pestalozzi ist er ein Kind der Aufklärung, aber so wenig wie dieser verfällt er einem platten und absoluten Rationalismus; wie bei diesem verbindet sich der neue befreiende Geist mit echter und unverrückbarer christlicher Gläubigkeit, ja, diese christliche Gläubigkeit wird durch den Geist der Aufklärung erst eigentlich aktiviert, die neuen sozialen Forderungen werden als allumfassende christliche Verpflichtung und die Hebung des Volkswohls als christliche Werktätigkeit aufgefasst.

Mit der gleichen glühenden Begeisterung setzt sich so Gotthelf ein halbes Jahrhundert nach Pestalozzi für die Kindererziehung als erste und ernsthafte Christenpflicht ein. Wie weit der junge Pfarrvikar von Utzenstorf, dem Lehren und Erziehen schon in seinen Studentenjahren besonders am Herzen lagen, dabei von Pestalozzi unmittelbar beeinflusst wurde, lässt sich nur vermutend abschätzen. Sicher ist, dass Pestalozzi im Pfarrhause des Vaters, des Kämmerers Sigmund Bitzius, schon damals, als der Sohn Albert noch im Knabenalter stand, kein Unbekannter mehr war. Wahrscheinlich ist weiterhin, dass man den Auszug Pestalozzis aus Burgdorf und die Vorgänge in Münchenbuchsee mitsamt der kläglichen Ausweisung des Erziehers aus dem Kanton Bern in Utzenstorf mit Missbilligung verfolgte und wohl im Gedächtnis behielt. Wir können für die Einstellung des Vaters Sigmund Bitzius zu Vater Pestalozzi ein beredtes Zeugnis beibringen: Als es sich nämlich darum handelte, den bereits achtzehnjährigen armen, aber hochbegabten Jakob Steiner aus Utzenstorf, der von einem unbändigen Bildungshunger gepackt war, in einer geeigneten Bildungsanstalt unterzubringen, wo er das lang Versäumte noch nachholen könnte, da wies man ihn nach Yverdon. Es müsste merkwürdig zugegangen sein, wenn daran das Pfarrhaus nicht massgebend beteiligt war, pflegte er doch während all dieser Jugendjahre mit dem Sohne Albert eine enge Freund-

schaft¹⁾). Und dass dieser Weg für Jakob Steiner der richtige gewesen, beweist der Erfolg: er ist einer der bedeutendsten Mathematiker der Universität Berlin geworden.

Und wenn sich nach dem Kirchen-Visitationsbericht vom 17. Brachmonat 1821²⁾ sowohl Vater wie Sohn Bitzius mit löslichem Eifer der Schule annehmen, sie fleissig besuchen, sich um Verbesserungen bemühen und sich dabei die Achtung der Vorgesetzten und Lehrer erwerben, so dürfen wir hier wohl mit Recht die Saat Pestalozzis, die er einst in Burgdorf gesät, aufgehen sehen. Es ist den gemeinsamen Bemühungen der beiden Seelsorger zu verdanken, wenn die Schulverhältnisse zu Utzenstorf geregelt und schliesslich, nach härtestem Widerstand der Stimmbürger, ein neues Schulhaus für die vierhundert Kinder der Gemeinde gebaut wurde³⁾.

Diese Volksschule bleibt das brennende Anliegen des jungen Pfarrvikars auch nach dem Tode des Vaters und seiner Versetzung nach Herzogenbuchsee. Wie sehr der junge Feuerkopf dem Vater Pestalozzi zugetan war, sicher mehr als irgendeinem seiner akademischen Lehrer, zeigt die Tatsache, dass er den Weg nicht scheute, als dieser im Jahre 1826 — zum letzten Mal in grosser Oeffentlichkeit — in der Helvetischen Gesellschaft zu Langenthal sprach⁴⁾. Die Gedanken über häusliche, berufliche und vaterländische Erziehung, denen der so schwer geprüfte Greis Ausdruck gab, mussten den jungen Seelsorger aufs tiefste ergreifen. Es scheint mir, dass ihm hier vor allem die Bedeutung der Wohnstubenerziehung klar geworden ist.

Gotthelfs Liebe und Verehrung für Pestalozzi ist durchaus keine Selbstverständlichkeit in einer Zeit, da das Kesseltreiben seiner Gegner, das ihn vor allem gezwungen hatte, die Anstalt in Yverdon aufzulösen, ins Masslose angewachsen war. Bitzius hat aber dem gebrochenen Mann unwandelbare Treue gehalten und fühlte sich ihm zuinnerst verbunden.

Ja, erst nach dieser persönlichen Begegnung wurde der greise Erzieher zu seinem bleibenden Vorbild, dessen Sendung er mit der Christi zu vergleichen wagte. Zweifellos hat er auch Pestalozzis Werke, soweit sie ihm zugänglich waren, eifrig studiert. Dies beweisen nicht nur zahlreiche wörtliche Anklänge in seinen Werken sondern vor allem die äussere Form seiner Schriften, die sich zunächst aufs engste an Pestalozzis «Lienhard und Gertrud» anschliesst.

Auch den Mut und die Einsicht zur scharfen Kritik an der Schule seiner Zeit hat er sich bei Pestalozzi gefestigt. Wie dieser beschränkt er sich nicht auf die Kritik an den Schulmethoden und Lehrstoffen sondern sieht die entscheidenden Mängel in der Lehrerbildung und im allgemeinen Geiste der Zeit, im «Zivilisationsverderben», wie Pestalozzi sagen würde. Im «Visitaz-Bericht des Pfarramt Herzogenbuchsee» vom Jahre 1827⁵⁾ geht er mit aller Schärfe gegen die Normal-Anstalten, die Lehrerseminarien seiner Zeit, ins Gericht: «Alle Normal-Anstalten prägen ihren Zöglingen in wenig Zeit eine Menge der verschiedenartigsten Gegenstände ins Gedächtnis; der Verstand bleibt brach; so tun sie denn auch in ihren Schulen.» Sie treiben

1) Vgl. F. Geiser, Zur Erinnerung an Jakob Steiner. Schaffhausen 1874.

2) Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1917, S. 125. (Aus J. Gotthelfs Vikariatszeit, mitget. v. R. Hunziker.)

3) Erg. Bd. (Predigten) 3, S. 7—25.

4) Vgl. Verhandlungen der Helvet. Gesellschaft zu Langenthal im Jahre 1826.

5) Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1917, S. 146 ff.

dort — so fährt er ungefähr fort, alles mögliche, nur nicht das eine, was not tut. «Sieben Schulen stehen unter meiner Aufsicht; sie sind alle im Verhältnis zu andern ordentlich, sogar gut; nur nach dem Christentum sollte ich nicht fragen, will ich nicht Schüler und Schulmeister beschämen. So sind eben diese Schulen, auf die man sich so zu gut thun hört, Pflanzstätten der falschen Aufklärung, die wie Weisheit aussieht, aber, genau betrachtet, Torheit ist, an Zahlen und Prozente das Auge gewöhnt, Quittungen ausfüllen, Obligationen schön schreiben lernt, aber von der Rechnung mit Gott nichts weiß, nicht weiß, dass Versicherung mit Gott unseres Lebens Zweck sey. So lernen die Kinder von früh an glauben, gut rechnen und schön schreiben sey weit mehr wert als schön denken und gut handeln. So wird das Kind recht eigentlich bloss für die Sinnenwelt und in dieser zur Selbstsucht erzogen ...» Schon hier wird, fast ein Jahrzehnt vor dem Erscheinen des «Bauernspiegels», die unheimliche Gefahr nicht nur der Schule sondern unserer Kultur überhaupt, nämlich im Morast des Materialismus zu versinken, in aller Klarheit erkannt. Die Schule verliert wie die Menschheit im Ganzen, die innere Beziehung zur Religion, zu den höheren geistigen Mächten. Sie wird zur Pflanzstätte der platten Nützlichkeit und lehrt statt der Liebe im Geiste die rücksichtslose Macht der Materie. Statt der wahren Aufklärung, die den Menschen das Bewusstsein von ihrer Bezogenheit und Zuordnung zu Gott beibringen soll, disputiert sie alles Göttliche aus unserem Dasein weg.

Für diese gefährliche Entwicklung zum Materialismus und Utilitarismus hat Gotthelf zu keiner Zeit seines Lebens Pestalozzi verantwortlich gemacht, während doch vielerorts seine Lehren nach dieser Richtung hin falsch verstanden und missbraucht wurden. Das herrliche Bild, das er von ihm in der «Armennot» entwirft, worin er ihn den grössten Geist seines Vaterlandes nennt, beweist, dass dieser schärfste Kritiker seiner Zeit an Wesen und Wollen Pestalozzis nichts auszusetzen hatte⁶⁾. Wenn dieser einst die armen Kinder um sich sammelte, um sie zu retten, so hat er damit nach Gotthelfs Auffassung nichts Geringeres als eine messianische Aufgabe erfüllt.

Aber der Parallelen mit Pestalozzi sind noch mehr: nicht nur nimmt er sich in Wort und Schrift wie dieser der armen und verschupften Kinder an, auch im Praktischen beschreitet er denselben Weg. Pestalozzis Armenerziehungsanstalten auf dem Neuhof und in Clindy haben ihre Entsprechung in der Armenerziehungsanstalt Trachselwald, die vor allem durch Gotthelfs Bemühungen zustande kam. Und bevor dieses Werk praktischer Nächstenliebe verwirklicht war, hatte er in der Gestalt des Mias im «Bauernspiegel» den verworfenen und entrichteten Menschen zu sinnvollem Leben und Wirken aufsteigen lassen.

In einer Parallelerscheinung aber leuchtet die innere Verbundenheit dieser beiden Männer in geradezu unheimlichem Lichte auf. Der lange und zäh geführte Streit Gotthelfs mit Ph. E. v. Fellenberg, dem Herrn von Hofwil, den dessen selbstherrliches Benehmen erregt und den dieser zu höchster Glut gebracht hatte, als er Gotthelfs Feder auf eine empörende Weise für seine persönlichen Zwecke missbraucht hatte, dieser Kampf erscheint als eine zweite energische Runde jenes Streites, den Fellenberg einst mit Pestalozzi geführt. Während aber Pestalozzi vor Fellenbergs herrscherlicher Art

6) XV. 245.

auswich, um sein Wesen vor der Umklammerung zu bewahren, blieb die Auseinandersetzung zwischen Gotthelf und Fellenberg unentschieden. Fellenbergs Bemühungen, den unbequemen Pfarrherrn von Lützelflüh auszuschalten, waren ebenso erfolglos wie es ein müßiges Unterfangen geblieben wäre, den Patriarchen des bernischen Erziehungswesens aus seiner Stellung zu verdrängen. Hier standen sich eben zwei Kämpfer von gleich massiven vitalen Kräften gegenüber, und bei aller Leidenschaft konnten sie sich eine gegenseitige Achtung nicht versagen. Allein der Geist, aus dem heraus Gotthelf den Kampf führte, war derselbe wie bei Pestalozzi: Fellenberg war für ihn der Inbegriff des raffinierten, unheimlichen, letztlich ichbezogenen Machtmenschen, der die Ideen der Menschlichkeit seinen persönlichen Zwecken unterordnete.

Aber alle diese eindrücklichen Uebereinstimmungen, die Gotthelf zunächst als einen leidenschaftlichen jüngeren Doppelgänger Pestalozzis erscheinen lassen, dürfen nicht über tiefe Unterschiede hinwegtäuschen. Sie liegen nach meiner Auffassung weniger im Prinzipiellen als in einer deutlichen Akzentverschiebung. Es gibt nichts, worüber die beiden auf dem Boden der Menschenbildung gegenteiliger Meinung gewesen wären, aber es gibt Dinge, die sie verschieden bewerteten.

Da ist vor allem die abweichende Auffassung von der Grundaufgabe der Schule. Wenn Pestalozzi, vornehmlich in der Neuhof-Zeit, entscheidenden Wert auf die praktische Erziehung legt, die ganz auf die natürlichen vitalen Bedürfnisse des Individuums abstellen soll, spricht Gotthelf von Anfang an der religiösen Erziehung die erste Stelle zu. Der Satz aus «Lienhard und Gertrud»: «Sie fanden beide (der Baumwollen-Meyer und Leutnant Glüphi), ein Kind sei in aller Welt vorzüglich erzogen, wenn es dasjenige, was in aller Absicht im Alter das Seinige sein wird, wohl zu äufnen und in Ordnung zu halten und zu seinem und der seignigen gutem Wohlstand zu gebrauchen gelernt hat», dieses Ziel würde wohl bei Gotthelf nicht «vorzüglicher Endzweck aller Erziehung» genannt werden⁷⁾). Denn schon im genannten Visitazbericht umschreibt er sein Erziehungsziel folgendermassen: «Es ist daher das Hauptstück einer christlichen Erziehung, das Kind religiös empfinden zu lehren und zu gewöhnen, alles, was im täglichen Leben vorkommt, auf Gott zu beziehen, Gott in allem zu fühlen; so erhält sein Geist eine Richtung, die, wie die Geschichte zeigt, die herrlichsten Früchte trägt.»

3

Im berühmten Bekenntnis-Brief Pestalozzis vom 1. Oktober 1793 an Nicolovius steht der Satz: «Ich glaube, das Christentum sei das Salz der Erde; aber so hoch ich dieses Salz schätze, so glaube ich dennoch, dass Gold und Steine und Sand und Perlen ihren Wert unabhangend von diesem Salz haben und dass Ordnung und Nutzbarkeit aller dieser Dinge unabhangend von demselben muss ins Auge gefasst werden.» Hier bleibt also das Christentum eine Grösse neben anderen gleichwertigen. Gotthelf aber stellt sich zu dieser Grösse von Anfang an auf anderen Boden. Für ihn ist das Christentum nicht nur das Salz; es ist die *eine* aufbauende, weltbewegende Kraft, auf welche alles andere zugeordnet ist. In Gotthelf lebte der unentwegte Glaube an die endliche Durchdringung der Welt durch die christ-

liche Liebeslehre. Wenn für Pestalozzi weltliche Zivilisation in ewigem Gegensatz zur christlichen Idee steht, so glaubt dagegen Gotthelf felsenfest an die Möglichkeit einer gänzlichen Durchdringung der beiden Prinzipien. Dieser Unterschied lässt sich wohl nicht eindrücklicher zeigen als an jenen zwei Sätzen, die bei so frappanter Aehnlichkeit der äusseren Form doch einen so stark abweichenden Grundton verraten: Pestalozzi sagt: «Eine christliche Armee, eine christliche Schlacht, christliche Feldprediger, christliche Finanzoperationen... das alles sind Sachen, die wie der Mann im Mond, sich nur in der Einbildung verwirrter Leute befinden»⁸⁾). Dagegen ruft Gotthelf in der «Armennot» mit sieghafter Gewissheit: «Ein christliches Heer Soldaten und Beamte, christliche Finanzen und christliche Schulen, höhere und niedere, eine christliche Justiz, eine christliche Politik, eine christliche Verwaltung, ein christliches Leben, das ist der Hauptschritt zur Bekämpfung des Notstandes, zur Bekehrung des Proletariates.»⁹⁾

In diesem optimistischen Glauben liegt auch der Hauptquell von Gotthelfs gewaltiger schöpferischer Produktivität. Sein Schaffen war ein Mitbauen am Reiche Gottes auf Erden, das für ihn, bei allen erschütternden Zerfallserscheinungen, die ihm seine Zeit offenbarte, doch in greifbarer Nähe lag, indem es in jedem Augenblick von jedem Einzelnen verwirklicht werden kann, während es sich für Pestalozzi, den ewig Unzufriedenen, mit sich selbst zerfallenen, immer wieder in die fernsten Fernen verflüchtigte.

Für beide aber lag nicht eine abstrakte Konstruktion, ein so oder anders aussehender Weltentwurf im Mittelpunkt ihres Bemühens, sondern *der Mensch* in seiner vielseitigen Bezogenheit. Beide haben sie mit gleicher Leidenschaftlichkeit immer wieder die Frage nach dem Wesen des Menschen gestellt. Und beide haben nie das Rätsel Mensch auf eine einfache Formel reduziert, sondern sind gerade an dieser Frage zu Denkern und Menschenforschern grössten Ausmasses geworden. Und beide haben nicht bloss eine Normalform des Menschen gesucht, sondern das Wesen des Menschen bis in seine äussersten Zerrbilder hinaus verfolgt. Pestalozzi sah nicht nur im Kinde, im Armen und im Kranken, sondern auch im Wahnsinnigen und sogar im Verbrecher den Menschenbruder, zu dem wir in helfender Liebe zu stehen haben. Gotthelf hat in dem scheinbar so engen Kreise seiner Bauerngestalten die lieblichsten und höchsten, aber auch die verwegsten und verücktesten menschlichen Daseinsformen gezeichnet.

Aber während im Verhältnis zum Christentum Gotthelfs unumstössliche Zuversicht einer zweifelnden Resignation bei Pestalozzi gegenübersteht, ist der Mensch gerade umgekehrt gewertet: optimistisch bei Pestalozzi, vorsichtig abwägend, ja pessimistisch bei Gotthelf. Pestalozzi blieb bis zu seinem Tode durch alle Enttäuschungen hindurch dem Erbe Rousseaus in dieser Hinsicht treu: er glaubte unentwegt an den Menschen, an seine ursprüngliche und in jeder Daseinsform vorhandene Güte. Wohl gilt es zwar auch für ihn, nicht einfach zurückzukehren in einen paradiesisch angenommenen vegetativen Urzustand, wie es der Vitalismus des 20. Jahrhunderts meinte, sondern das höhere Wesen im Menschen zu entwickeln, ihn selbst emporzuführen zu seinem eigenen Urbild.

⁷⁾ H. Pestalozzi, Ges. W. in zehn Bänden, 5. Bd., S. 277 (In «Ja oder Nein?»).

⁸⁾ XV, 262.

Für Gotthelf dagegen ist der Mensch wohl eingebettet in den göttlichen Komos; aber so wenig die Diesseitswelt vollkommen ist, so wenig ist es der Mensch. Als ein materielles Wesen ist er der Vergänglichkeit und dem Bösen verfallen, aber dieses Böse ist nicht eine blosse Zerfallserscheinung des Guten, sondern, wie es die christliche Glaubenstradition will, der sich übrigens auch Pestalozzi im Alter mehr und mehr wieder zuwandte, *ursprünglich* vorhanden als ein Weltprinzip, an dem sich der Mensch hinaufzuläutern hat. Wohl muss auch das Böse letzten Endes dem göttlichen Heilsplane dienen, aber der Mensch kann in eigener freier Entscheidung dieser göttlichen Gnade verlustig gehen. Pestalozzi lässt den Vogt Hummel, der doch der Inbegriff des Bösen und der Hybris wider Gott ist, den Weg der Reue und Erlösung finden, während Gotthelf etwa den verstockten Geizhals Harzer Hans, der so viel mit Hummel gemein hat, der ewigen Verdammnis verfallen lässt. Für beide ist zwar «alles Leben der Menschen... ein Almosen, das von Gott herkommt», wie es Pestalozzi in «Sieben Tage bei Pfarrer Samuel» ausdrückt¹⁰⁾, aber wer seine Verfallenheit an Gott leugnet und sich selbstherrlich über ihn setzt, der wird an seiner Macht zerschellen wie die selbstherrliche Macht Gesslers im «Knaben des Tell». Wenn dem Menschen aufgegeben ist, Gottes Ebenbild aus sich und dem Mitmenschen zu gestalten, so entgeht er der Strafe nicht, wenn er diese Aufgabe vernachlässigt. Wer aus der gottgewollten Ordnung und Richtung tritt, wer das höchste ihm anvertraute Gut, das eigene Leben und das des Mitmenschen, nicht auf Gott hinlenkt, hat sich seiner höchsten Verantwortung entschlagen.

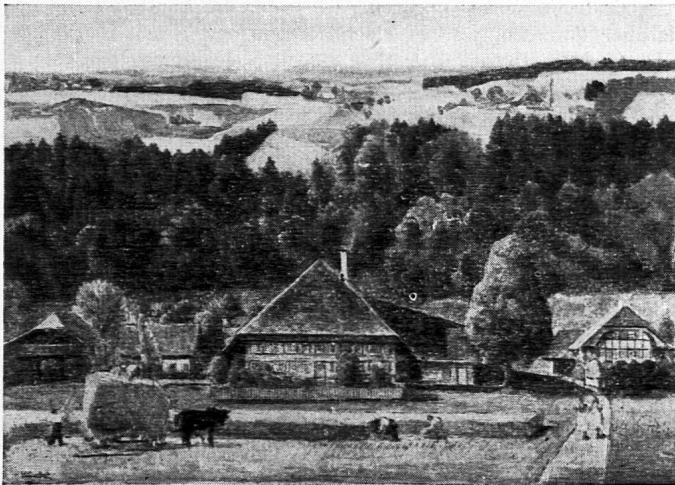
In diesem zutiefst nach dem transzendentalen christlichen Gottesbegriff ausgerichteten Menschenbild liegt eine ungeheure ethische Kraft verborgen. Denn dieses letzte Ziel lässt sich allein durch die selbstverleugnende, ichüberwindende Liebe anstreben. Und in der freudigen Einordnung in diese göttliche Weltordnung, wie es die hehrsten Gestalten in Gotthelfs Werken tun, ein Aenneli im «Geld und Geist», der alte Pfarrer von Gutmütigen im «Anne-Bäbi», liegt die Freiheit des Menschen begründet; denn frei ist nur der, welcher bereit ist, in selbstlosem Opfer sein Leben für andere in die Bresche zu schlagen, und der die Welt in täglichem Ringen zu überwinden trachtet. Dieser höchsten Form des Menschseins streben Gotthelfs Helden und Heldinnen des Alltags, jeder an seiner Stelle und mit seinen Gaben, zu. Und dieses Menschenbild ist es, das er schon ein Jahr vor der Begegnung mit Pestalozzi, als die dichterischen Kräfte noch in verborgenen Tiefen zu ruhen schienen, in lapidarer Grösse entworfen hat, und zwar in einer Gleichnisrede, die eindrücklicher als abstrakte Deduktionen Gotthelfs Wissen um Sinn und Ziel alles menschlichen Daseins dar tut:

«In den Wipfeln der höchsten Bäume oder auf hohem Felsen nistet der Adler und wohnet dort. Wohl lässt er sich wiegen vom Sturme und hält die mächtigen Winde aus seiner Wohnung. Wenn aber der Blitz den Felsen spaltet oder der Sturmwind den Baum entwurzelt und sein Nest niederstürzt in den Abgrund, der Adler stürzt nicht mit, lässt sich nicht zermalmen von den Trümmern seines Hauses, sondern kühn und frei schwingt er sich empor in die Lüfte, und unverletzt

sucht er sich einen anderen Wohnplatz. So, o Mensch, solltest du sein: in der Zeit musst du dich anbauen, aber wenn diese den Bau wegführt, so darfst du dich nicht mitreissen lassen, sondern solltest frei deinen Geist erheben, dem Adler gleich.

Habt ihr nie einen Schmetterling gesehen, der sorglos tändelnd um die Blumen, die ihn reizten, in einen Bach fiel? Nun kann er nimmermehr sich erheben, dem Lauf der Wellen muss er folgen, umsonst breitet der Himmel sein schönstes Blau über ihn aus, er kann es nicht mehr leichten Fluges durchsegeln. Nun lässt er sich bald ruhig die ungewohnte Bewegung gefallen und treibt willenlos dahin, bald flattert er ängstlich mit den Flügeln; er fürchtet seinen Untergang und strengt alle seine Kräfte an, sich aufzuschwingen, allein umsonst. Endlich findet er in den Wellen sein Grab. Mensch, dies ist dein Bild!»¹¹⁾

Karl Fehr.



Berner Bauernhof

Schulwandbild von Viktor Surbek

Sämtliche Abbildungen der Gotthelf-Nummer stammen aus dem Kommentar zum Schulwandlerwerk «Berner Bauernhof» (52 S., Fr. 1.50), zu beziehen beim Schweiz. Lehrerverein; Postfach Zürich 35 (Unterstrass). (Einzelbild Fr. 6.— bei Ingold, Herzogenbuchsee.)

Gotthelf und die Schule seiner Zeit

1. Grundsätzliche Besinnung

Der Gotthelfleser stösst immer und immer wieder auf bissige, ja gehässige Ausfälle über die Schulmeister:

«Aber von den Pädagogen verstehe eigentlich keiner soviel, als Kot Platz habe im Auge einer Kleblaus. Das sei das dümmste Volk von der Welt...» (Zeitgeist u. Berngeist.)

Sie sind aber nicht die einzigen, die der streitbare Pfarrherr von Lützelflüh mit der «Hundepeitsche» beehrt, wie sich sein Freund Burkhalter aus Niederönz ausdrückt. Er lässt seine Ohrfeigen in rückhaltloser Offenheit hinklatschen, wo es ihm gerade passt und wo er sie für nötig hält. Drei Kategorien Menschen kann er ganz besonders nicht ausstehen: Die gewissenlosen, listigen Advokaten, die hochmütigen, herrschsüchtigen Weiber und die eingebildeten, alleswissenden Schulmeister.

Hier interessiert uns vor allem sein Verhältnis zu Schule und Schulmeister. Es war ausgesprochen zwiespältig. Sowohl Schule wie Schulmeister entsprachen nicht seinem Bildungsideal, darum hat er an allen Ecken und Enden an ihnen herumzuflicken. Er, der alles Schulmeisterlich-Pedantische nicht leiden mag,

¹⁰⁾ H. Pestalozzi, Ges. Werke in zehn Bänden, Bd. 4, S. 602.

¹¹⁾ Erg. Bd. 3, S. 204.

schulmeistert die ganze Welt mit einer Unbekümmernheit, als wäre er der Liebe Gott!

Die Berechtigung dazu diktirte ihm das Genie seines Herzens. Er besass einen Geist, eine Einsicht in alles Erzieherische, die ihn würdig und selbstständig an die Seite Pestalozzis stellten. Die Erziehung des Menschen ist das Zentralmotiv in seinen Werken.

«Bildung der Menschen in der mir anvertrauten Gemeinde wird meine erste und einzige Pflicht sein», äusserte er schon in einem Brief als Student 1817; also 20 Jahre bevor er seinen «Schulmeister» schrieb. Diesem Ziel hat er unverbrüchlich Treue gehalten. Nun stand aber Gotthelf nicht nur der Schule und den Schulmeistern kritisch gegenüber, sondern seiner ganzen Zeit. Gotthelf hatte die Ehre, der bestgehasste Mann seiner Zeit zu sein. Noch ganz andere Kerle als die damaligen Schulmeister verkannten die zeitlose, einmalige Grösse Gotthelfs! Er selber hatte dafür ein leises und weises Lächeln:

«Die Schulmeister gehören auch unter die Leute, welche nie darüber kommen, wer es eigentlich gut mit ihnen meint, sie sehen halt gar selten über ihre eigene Nase hinaus. Und es ist keine Menschenklasse, um der willen ich seit zwanzig Jahren so viel über mich ergehen liess. Freilich lache ich auch oft über sie; aber lache ich nicht auch über mich und meine Frau?» (Brief an Burkhalter, 14. 3. 1838.)

Wenn er auch meisterlich beschrieben hat, «... wie der Schulmeister seinen Rock aparti schlengge» (Vorwort für Laien zum Schulmeister, Bd. II), wenn er auch mit heiligem Ernst schulmeisterliche Irrwege brandmarkte, so meinte er nie die Person, sondern die Sache. Darum verstehen wir sein schalkhaftes Lächeln, wenn er seinem Freund A. E. Fröhlich erzählt:

«... es haben sich ihrer schon, um mich nicht zu grüssen, wenn sie mir nicht ausweichen konnten, hinter die Häge geduckt.» (A. E. Fröhlich: J. Gotthelfs Leben.)

Heute ist es darum wohl an der Zeit und unsere Pflicht, «hinter dem Hag» aufzustehen, dem missverkannten Gotthelf in seine lebendigen, ehrlichen Augen zu schauen und ein Stück Weges mit ihm zu wandern und seinen Worten zu lauschen. Zweifellos ist dabei der Gewinn auf unserer Seite.

2. Gotthelfs Weg zur Schule

Ein Lehrer wird immer wieder staunen über den Reichtum von treffenden methodischen, psychologischen und pädagogischen Bemerkungen und Betrachtungen in den Schriften Gotthelfs. Woher hatte er diese Einsichten?

In seiner Selbstbiographie bekennt er, dass er schon als Theologiestudent anderthalb Jahre lang die oberste Elementarklasse an der sogenannten grünen Schule in Bern versehen habe.

Im Jahre 1820 wurde er Kandidat, «zugleich Vikar bei meinem Vater, half in der Schule und wurde von meinem Vater geschult».

Nach seinem Studienaufenthalt in Deutschland kehrte er 1822 zurück, «ward wieder Vicar bei meinem Vater, beschäftigte mich mit der Schule, trieb Landwirtschaft, Volkspädagogik von allen Sorten ...»

Auch Carl Manuel, sein erster Biograph und Freund, bestätigt:

«Wo er helfen konnte, stand er ein, handelte mehr, als er räsonnierte, trat dem Unrecht entgegen, wo er es zu finden glaubte und griff ohne Absichtlichkeit und eigennützige Berechnung da ein, wo er nützen und bessern konnte... Ganz besonders lag ihm das Schulwesen am Herzen. Er besuchte nicht nur sehr fleissig die Schulen, sondern er half oft selbst dem Schulmeister, wenn dieser der grossen Last nicht ge-

wachsen schien, oder eine Teilung der Arbeit die Sache fördern konnte, ganze Tage schulmeistern.» (C. Manuel: J. Gotthelf, S. 30.)

Sein Bestreben war, die Schule dahin zu bringen, dass statt des bisher üblichen Auswendiglernens und gedankenlosen Hersagens unverstandenen Stoffes ein eigenes, frisches Leben in den Kindern geweckt und genährt würde.

Wenn Gotthelf von der Armennot am brennendsten gepackt wurde, so hat er der Schule weitaus am meisten Zeit geopfert, denn sie war ihm das Mittel, die Wurzel zur Armut abzugraben. Nicht Almosen will er für Arme, sondern er möchte durch eine bessere Erziehung das Uebel an der Wurzel ausrotten.

3. Bericht des Pfarrvikars Bitzius über Utzenstorf, 1824

Durch einen glücklichen Zufall blieb der Bericht des Pfarrvikars Albert Bitzius über seine Gemeinde Utzenstorf im Todesjahr seines Vaters 1824 erhalten. (Der junge Gotthelf als Seelsorger, von R. Hunziker.) Nicht erst der Bauernspiegel, schon dieser Bericht enthält keimhaft die Grundideen seiner späteren Werke. Die Schule will er hier schon aufgefasset wissen als Weckerin der lebendigen, religiösen Grundkräfte.

Wo er Weg und Ziel der Schule später kritisierte, tat er es nur deshalb, weil sie von diesem für ihn einzigen möglichen Weg abwich. Erzieherische Irrwege, die im Abgrund enden müssen, erkennt er seherisch und wird nicht müde, davor zu warnen. Diese Richtung beleuchtet er auch schon im Utzenstorfer Bericht:

«... dem Strom der Zeiten ist nicht zu wehren und einer schiefen Bildung, einer falschen, verdrehten Aufklärung ist nur dadurch zu wehren, dass man eine ihnen zweckmässige Bildung und eine ächte Aufklärung zu verbreiten sucht.» (S. 22.)

Da «durch Predigten äusserst wenig zu machen ist; denn eben die, welchen es am meisten Not täte, kommen nicht oder äusserst selten; und um Erbauung zu finden in einer Predigt, muss erst das religiöse Element in dem Herzen des Menschen erweckt sein» (S. 20), glaubt er, dass «die Schule gegenwärtig fast die einzige Handhabe ist, woran ein Seelsorger das Wohl der Gemeinde aufrichten kann, und fast auch das einzige Mittel, der zerfallenden Religion und Sittlichkeit emporzuholen». (S. 27.)

Schule im Sinne Gotthelfs dürfen wir darum nur in bewusst christlichem Sinne verstehen. Die Bibel ist und bleibt ihm die Grundlage aller Bildung. Den losgebrochenen Strom der Aufklärung und den Bildungshunger des 19. Jahrhunderts möchte er mit Hilfe der Schule in christliche Dämme gefasst wissen.

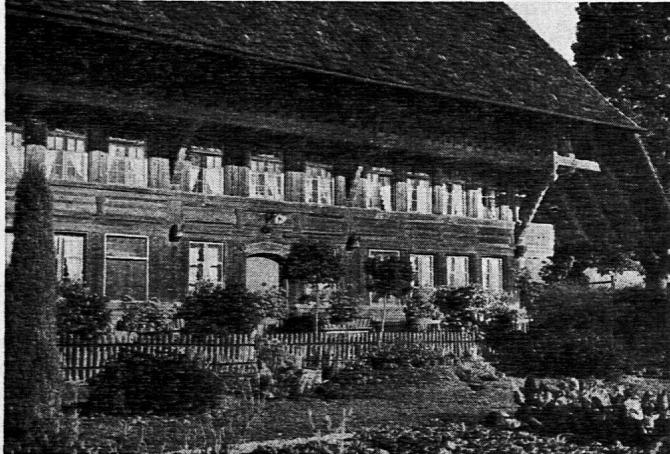
4. Herzogenbuchsee

Nach dem Tode des Vaters kam Bitzius nach Herzogenbuchsee als Vikar. Er entfaltete eine rege Tätigkeit und wählte sofort wieder die Schule zum Steckenpferd, wie er selber sagt. Der Schulbehörde unterbreitet er einen ganzen Plan, und statt einer Reformationsfeier im Jahre 1828 empfiehlt er dem Kirchenrat eine Reformation des Schulwesens. Man solle die Kinder nicht gedankenlos nur religiöse Formeln plappern lehren und die Kinderbibel und den Heidelberger Katechismus nicht in geistötender Weise als Buchstabier- und Lesebuch benutzen.

5. Persönliche Begegnung mit Pestalozzi, 1826

In der Präsenzliste der Jahresversammlung 1826 der Helvetischen Gesellschaft, anlässlich der sog. Langenthaler Rede Pestalozzis, findet sich auch der Name Bitzius. Vielleicht wären für den greisen Menschenfreund die letzten Tage weniger bitter gewesen, wenn er gewusst hätte, wie dieser junge Pfarrer seine Aussaat

weitertragen werde. Was Pestalozzi an Ideen schaute und mühsam ringend in Worte zu kleiden versuchte, hat der sprachgewaltige Gotthelf in kraftvollen Bildern dichterisch gestaltet. Zu keinem menschlichen Geiste bekannt sich Gotthelf so vorbehaltlos wie zu Pestalozzi. Die «Armennot», sein pädagogisches Hauptwerk, legt dafür Zeugnis ab. Eigenartig erscheint nur, dass weder in den Briefen noch in den Werken irgendwo von dieser Begegnung erzählt wird. Gotthelf sollte nach diesem glückhaften Treffen noch einen langen und mühsamen Weg wandern müssen, bis seine eigene Frucht reif war zum Schnitt.



Das Gesicht des Hofes Oberfürten

(s. Schulwandbild) mit seiner freundlichen Fensterfront, seiner schönen Bühnslaube und dem verzierten Balkenwerk unter dem breiten Vordach.

6. Gotthelfs soziales Einstehen für den Schulmeister von Oberönz bewirkt seine Abberufung

Nach vierjähriger Tätigkeit wurde er von seiner Behörde plötzlich abberufen und an die Heiliggeistkirche in Bern versetzt. Die zu Buchsee gehörenden Gemeinden Ober- und Niederönz hatten bisher mit Bollodingen zusammen eine Schulgemeinde mit gemeinsamem Schulgebäude in Oberönz gebildet. Bollodingen wollte nun ein eigenes Schulgebäude und wurde hierin vom Oberamtmann unterstützt. Der Pfarrvikar Bitzius widersetzte sich dieser Lösung, weil dadurch der Lohn des Schulmeisters viel kleiner geworden wäre. Da auch der Schulkommissär den Oberamtmann unterstützte, musste Bitzius über die Klinge springen, und die beiden Herren erreichten seine Abberufung. Gotthelf opferte sich lieber, als dass er seinen sozialen Gerechtigkeits-sinn gebeugt hätte. Jedenfalls beweist seine Haltung ein ausserordentlich charaktervolles Verständnis für die damaligen Schulmeister. Ungern verliess er die grosse Gemeinde, und die Kirchgenossen liessen ihn nur mit Bestürzung ziehen.

In Bern fühlte sich Bitzius nicht wohl. Die Weite und Stille des Landes war sein Erdreich.

7. Lützelflüh, Lehrerfortbildungskurse in Burgdorf, Fröbel

Endlich erhielt er den Wirkungskreis, der ihm zum Schicksal werden sollte. Auch hier verfolgt er unerbittlich sein Erziehungsziel, wie uns einer seiner ersten Briefe aus dem Emmental beweist:

«Das Volk erwacht allmählich (nach der Juli-Revolution in Paris), ist aber noch schlafsturm und weiss nicht recht, auf welcher Seite es aus seinem vertroleten Bett kam.

Ist es einmal recht erwacht und begreift es, was allein ihm recht auf die Beine hilft, nämlich eine vernünftige, nicht gelehrt, aber menschlich-christliche Bildung, dann geht es mit starken Schritten vorwärts.» (Brief an Burkhalter, 18. Okt. 1830).

Von Amtes wegen gehört er der Schulkommission an und wird deren Sekretär.

Im September 1834 werden Bitzius und Helfer Rickli, der spätere Seminardirektor, von der Regierung abgeordnet nach Willisau, um den dortigen Examens im Fröbel-Institut beizuwohnen. Schon früher war Gotthelf mit diesem bedeutenden Pädagogen in Burgdorf bekannt geworden. 1834-36 übernimmt Bitzius an den Lehrerfortbildungskursen in Burgdorf den Unterricht in Schweizergeschichte.

8. Schulkommissär 1835—1845

Im Jahre 1835 war Bitzius zum Schulkommissär von Lützelflüh gewählt worden. Der Kreis umfasste die Ortschaften Rüegsau, Oberburg, Hasle, Trachselwald, Sumiswald und Lützelflüh mit 30 Lehrern. Das Pflichtenheft eines Schulkommissärs entsprach ungefähr demjenigen eines heutigen Inspektors. Seine Berichte an das Erziehungsdepartement verfasste er nach der Devise: «lieber wahr zu sein als höflich». Sie geben ein erschütterndes Bild vom damaligen Tiefstand der Schule:

«Von sämtlichen Kindern lernen $\frac{3}{4}$ lesen (unter 60 Unterweisungskindern habe ich 18, die es nicht können), $\frac{2}{3}$ Buchstaben schreiben, $\frac{1}{2}$ etwas rechnen, $\frac{1}{25}$ versteht etwas von dem Gelesenen, $\frac{1}{50}$ versucht sich in Aufsätzen, $\frac{1}{75}$ verirrt sich in den Brüchen und der Regel de Tri, $\frac{1}{758}$ (Zahl aller Kinder) weiss, wo kleine und grosse Anfangsbuchstaben stehen sollen und $\frac{0}{758}$ bilden einen vernünftigen Satz.»

Es ist eine wahre Sysiphusarbeit, die Gotthelf da antritt. In einem Brief an Burkhalter vom 12. Juni 1843 erwähnt er auch dieses Bild:

«Sie kennen die Fabel vom Mann, der einen Stein den Berg aufwälzte und kaum oben, ihn muss niederrollen sehen und aufs neue an die Arbeit. Ich glaube, der Mann sei ich ...»

Er kämpft mit den Eltern, damit sie die Kinder fleissiger in die Schule schicken, er flucht über die untätigen Schulbehörden, er schimpft über die unklaren Vorschriften des Erziehungsdepartementes, er bittet um Lehrmittel für Schüler und verzweifelt an der Unfähigkeit und Widersetzlichkeit der Schulmeister. Unbeschreiblich sind die Schulstubenverhältnisse:

«Es ist freilich hier der Uebelstand, dass das Schulhaus wohl für zwei Lehrer bestimmt, aber doch nur eine Schulstube, freilich eine unendlich grosse, eingerichtet wurde, weil man meint, zwei Lehrer könnten füglich in einer Stube lehren, wenn man nur so einen Ofen erspare.»

In Grünenmatt soll ein Lehrer mit 210 Kindern in einem Raum Schule halten, in dem nicht 110 Platz haben. Mit grimmigem Spott spricht Gotthelf dem Erziehungsdepartement von «210 eingepökelten Kindern, in niederm, engem Zimmer, von Büchern ganz entblösst.»

Neun Jahre lang schlägt er sich in zeitraubendem Kampfe herum mit der Dummheit und dem Unverständ der Bauern, Schulmeister und Behörden. Seiner schaffenden Ungeduld geht alles viel zu schleppend. Besonders setzt er sich wieder ein für die finanzielle Besserstellung der Lehrer, ein Postulat, das er schon im Utzenstorfer Bericht 1824 aufstellte. So schreibt er im 90. Bericht:

«Hochgeachtete Herren! Ich glaube nicht an bösen Willen, aber teils an eine gränzenlose Nachlässigkeit, teils an den Unverständ, der meint, wenn ein Lehrer über die Kost in einer Woche 1 £ verdiene, so sei er bsölnet wie ein König.»

Schon im 10. Bericht bemerkt er, die Schulmeister hätten einen Lohn, dass sie das «Uebrige den Häusern nach heischen müssen». Aus dieser Erkenntnis heraus schreibt Gotthelf im «Schulmeister» (Bd. II):

«Die Bauern gaben dem Lehrer einen Hundelohn, bei dem er nicht leben, nicht sterben konnte, und die Lehrer halfen sich dadurch, dass sie die Bauern in der Unwissenheit liessen und dadurch zinsbar behielten in allen ihren Geschäften. So strafte sich Geiz und die unverständige Kargheit gewöhnlich.»

Der Kampf ums tägliche Brot ist der düstere Untergrund des «Schulmeisters». Im ersten Bericht als Schulkommissär gibt er einen Ueberblick über die Lohnverhältnisse der Lehrer in seinem Kreis. In Lützelflüh hat der Lehrer der Unterschule «123 Kinder, 32 £ und die Erlaubnis, alle Jahre nach dem Examen bei den Eltern noch etwas zu betteln».

Weil sich Gotthelf so leidenschaftlich für die materiellen Grundlagen des Lehrers abmühte, forderte er auch letzten Einsatz für die Schule:

«Die Schulkommission geht vom Grundsatz aus, dass der Schulmeister um der Schule willen da sei, und nicht die Schule um des Schulmeisters willen.»

Die unerschrockene und furchtlose Haltung dieses unbestechlichen Kämpfers führte dann plötzlich zur Absetzung des unbequemen Schulkommissärs. Wie Hans Bloesch nachweist (Jeremias Gotthelf. Unbekanntes und Ungedrucktes über Pestalozzi, Fellenberg und die bernische Schule) erschien in der Aprilnummer der «Pädagogischen Revue», die in Stuttgart herauskam und von dem in Aarau lebenden Dr. Mager redigiert wurde, im Jahre 1844 aus der Feder eines unbekannten Verfassers ein Aufsatz: «Zur Geschichte des Primarschulwesens im regenerierten Kanton Bern.»

Diese in der Darstellung sachliche, im Ton aber hemmungslose Bloßstellung des Erziehungsdepartementes in einer führenden pädagogischen Zeitschrift des Auslandes schlug in bernischen Kreisen wie eine Bombe ein. Gotthelf, der Verfasser, wurde entlassen. In einem wahrhaft königlichen Briefe antwortet Gotthelf dem Erziehungsdepartement (98. Bericht v. 16. Januar 1845):

«Vorerst danke ich Ihnen, dass Sie mir, dadurch, dass Sie mich fast 10 Jahre mit der Führung des Schulkommissariates Lützelflüh beehrt, Gelegenheit verschafft haben, meine Kräfte zur Hebung des Schulwesens in dieser Gegend, wo es sehr vernachlässigt war, zu verwenden. In zehn Jahren wurden 10 neue Schulhäuser gebaut, der Schulfleiss um die Hälfte gehoben, die einem vierzigjährigen Prozess unterworfenen Verhältnisse von Oberburg bereinigt, und so viel bekannt, war ich durch Berichte nie die Veranlassung zu Massnahmen, welche der Behörde Verlegenheit bereitet und zurückgenommen werden mussten.»

9. „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“

Auf dem Boden dieser mühsam-kämpferischen Wirklichkeit ist der «Schulmeister» entstanden. Er hat ihn durch und durch selber erlebt. Darum antwortet er seinem Freund Prof. Fueter in Bern auf dessen Glückwunsch am 15. November 1838 (Berner Taschenbuch 1886):

«Käser ist ein schüchtern Mannli, so handlich er manchmal auch schreibt, der wagt nicht, sein Gesicht zur Kenntlichkeit zu bringen...»

Gar sehr aber freut ihn dein Lob, das sein erstes ist, welches er erhält und das noch dazu nicht nur von Herzen kommt, sondern von Einem, der weiss was schreiben ist, und der es erkennt, warum so ein Käser schreibt. Nicht ums Geld, nicht um einen Namen, nicht aus Langeweile, sondern weil es ihm heiss wurde über den Dingen allen, die er sah, und es ihn brannte zu sagen, was ihm heiss oder kalt über den Rücken

oder übers Herz lief; weil ihm weh wurde über die Misshandlung der Menschheit; weil ihm die Augen überliefern über manches Schöne, das Niemand sah...»

Nicht überall aber wurde der «Schulmeister» so freudig aufgenommen. An Burkhalter schrieb er am 26. Dezember 1838:

«Alle Gemeinden, die Schulhäuser gebaut haben, glauben, es gehe auf sie und mancher ist zweg gesprungen und hat einen Gegenartikel wollen machen lassen, und wenn man ihn dann gefragt, was man eigentlich schreiben solle, so wusste er nicht was, als: He, gib ihm ume ume, dem Donner, dass er ds angermal ds Mul zu b'het...»

Ebenso ablehnend und erbost verhielten sich die Schulmeister. Sie glaubten sich lächerlich gemacht und kamen sich angeprangert vor. Zu A. E. Fröhlich bemerkte Gotthelf im Gespräch:

«In einer meiner Erzählungen kommt ein Schulmeister vor, welcher eine Hausorgel gekauft, aber sie noch nicht bezahlt hat. Da schreibt jeder Schulmeister im Ober- und Unterland, welcher seine Orgel noch schuldet, seine Schulden gehen mich nichts an und ich brauche ihn nicht in meinen Büchern herumzuzerren...»

Die Angriffe aus dem Lehrerlager weist er gelassen ab:

«Auch der zweite Teil vom Schulmeister wird in längstens einem Monat unter den Leuten sein und dann wirds Donnerwetter losgehen. Mir ists gleichgültig. Ausgehalten muss es einmal sein und da ich überzeugt bin, das Buch werde alle Angriffe aushalten, warum sollte ich sie nicht aushalten?... Bins ja von Alters her gewohnt, dass die Leute am meisten über mich aufbegehren, wenn ich es am besten mit ihnen meine. Daher nimmt es mich nicht wunder und macht mich nicht böse, dass die Schulmeister über mich böse sind und meinen, ich sei ein Teufel und schreibe aus Bosheit, während ich gerade aus reinem Erbarmen mit ihnen geschrieben...»

Ueber kein Werk besitzen wir soviele Selbstäusserungen Gotthelfs, wie über den «Schulmeister». Bitzius ist eine rückhaltlos offene Natur, und es ist schon rein literarisch wertvoll, einen Blick zu tun in die Werkstatt des Dichters. Gerade weil der «Schulmeister» nicht mit dem nötigen Verständnis aufgenommen wurde, sucht ihn Gotthelf immer und immer wieder vor sich und anderen zu rechtfertigen. In dieser Beziehung ist der Beichtbrief an Karl Bitzius (16. Dez. 1838) besonders wertvoll und aufschlussreich:

So war mir also das Herz voll, voll Beziehungen, Wahrnehmungen aller Art und die Weitläufigkeit kein selbst gefällig Reden, Schwatzen — sondern, und das gebe ich gerne zu, ein Mangel an technischen Fähigkeiten, den Stoff abzurunden...

Neues, Unerhörtes findest du in diesem Buche allerdings nichts — ...

Den Leuten Schule und Schulmeister, wie sie sind und was man mit ihnen will und wie man es mit ihnen meint, vor Augen zu stellen, ist auch neu für die Leute. Und ich kann dich versichern, das war wahrlich kein süßes sich Gehenlassen, denn da wusste ich, was ich auf mich nahm und was alles ich mir zuziehen werde.»

Die Briefe Gotthelfs sind ein wundervoller Schlüssel zum Dichter Gotthelf! Wie tief lässt er in ihnen in das schöpferische, geheimnisvolle Getriebe hineinblicken. 100 Jahre lang hat man diesen schriftstellernen Pfarrer als wohlmeinenden Volksschriftsteller literarisch katalogisiert und etikettiert. Die Wahrheit ist, dass er jede professorale Schablonisierung sprengt und als völlig selbständige, wuchtig-kraftvolle Persönlichkeit sich behauptet. Auch der «Schulmeister» ist ein Beweis dafür.

«Die Leute wollte ich mit dem Schulmeister versöhnen! Zugleich wollte ich allerdings den Schulmeistern den verrückten Kopf etwas zurechtsetzen, wollte sie vor manchem warnen und namentlich in die Phantasie der Jüngern etwas Erhabenes

werfen durch das Bild von Mädeli; denn gerade die jungen sind es, welche mir den meisten Kummer machen.

Droben im Seminar haben sie keinen praktischen Verstand und scheinen durchaus vergessen zu haben, wie das Land aussieht.

Die in dasselbe aufgenommenen Knebel werden notdürftig gehobelt, kommen in schwarzem Frack und aufgeblasener Nase heraus, fahren in die Schule hinein, wie ein Muni in einen Krishaufen, hören auf keine Warnung und in sechs Wochen haben sie es dahin gebracht, dass man ihnen in die Schule dringt und ihnen wüst sagt. So wird das besser sich gestaltende Verhältnis zwischen den Eltern und der Schule durch die neu-modische Figur des Lehrers wieder durchaus gestört und es droht an manchem Ort förmlich Schul-Reaktion.

Und dieses alles bewog mich, ein solch Buch zu schreiben in mannlicher Offenheit, aber denn doch wahrhaftig auch in klar darliegender Gutmeinenheit für jeden, den nicht irgend eine Brille verblendet...» (Brief an Burkhalter 14. 3. 1839.)

10. Schlussbemerkung

Die Propaganda des politisch scharf gegen Gotthelf eingestellten Zeitgeistes verbarradierte für viele den Zugang zu diesem warmherzigen Kämpfer für den Lehrerstand und leidenschaftlich ergriffenen Lehrmeister für eine bessere, gütigere Menschheit und Welt. Mit wenig Ausnahmen hat ihn seine Zeit nicht zu verstehen vermocht. Wer aber der Wahrheit dient mit so lauterem Herzen, wie Gotthelf, steht über Raum und Zeit und Menschen. Das wissen heute auch wir Schulmeister.

Kein anderer Stand hat so ganz besonderen Grund und Anlass, ihm verbunden zu bleiben und aus tiefem Herzen dankbar zu sein!

«Keines Lehrers Leben ist ein gleichgültiges; Segen oder Fluch säet er aus, je nach Aussaat ernietet er.» (Schulmeister, Bd. II/7.)

A. Ruef, Brienz.

Gotthelf in der heutigen Schule

Auf unsere Rundfrage nach der Bedeutung Gotthelfs in der heutigen Schule sind mehrere interessante Antworten eingetroffen, die wir hiermit mit bestem Dank für ihre Mitwirkung veröffentlichen.

Red.

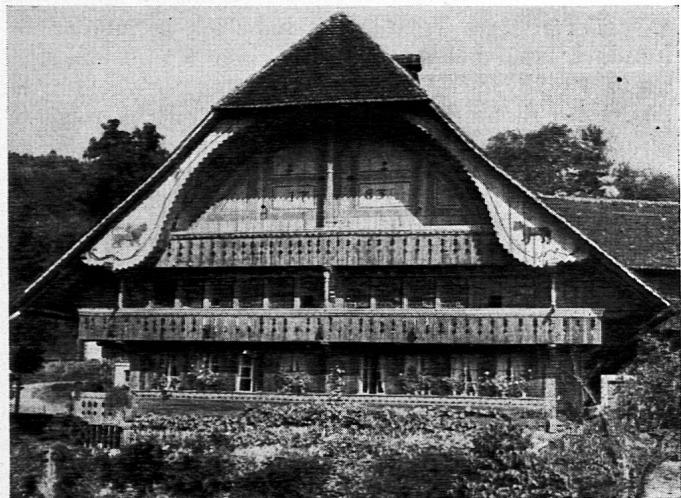
Ein Primarlehrer der Oberstufe schreibt:

... Der Sonntag kam am Himmel herauf, hell, klar, wunderschön... So hörte ich als kleiner Fünftklässler einen Oberschüler aus dem alten bernischen Lesebuch vortragen. Der Autor war mir noch unbekannt, und den gewiss wohlgemeinten Erklärungen des Lehrers vermochte ich kein Interesse abzugewinnen; die schülermässig gelesenen Worte aber taten ihre Wirkung... Die dunkelgrünen Gräseln hatten mit demantinem Kränzlein ihre Stirnen geschmückt und funkelten und dufteten als süsse Bräutlein in Gottes unermesslichem Tempel... las ein anderer Schüler weiter. Da hatte mich bereits eine unsägliche Gehobenheit und eine unerklärliche Glücksstimmung erfasst. Es war die erste Begegnung mit Gotthelf.

Später hörten wir im Seminar in einer Literaturgeschichtsstunde die Inhaltsangabe verschiedener Gotthelf-Werke, in Versform gesetzt, deren Schlusszeilen lauteten: So leset den Gotthelf und lasst euch nicht hindern, lest ihn für euch, doch auch mit den Kindern! Diese schlichten Verse waren eine klare, bestimmte Forderung. Dem angehenden Schulmeister ist sie im Laufe der Jahre zur Verpflichtung geworden. Es hat sich dabei aber nie darum handeln können, in «kindertümlich ausgearbeiteten Lektionen» Gotthelf

«behandeln» zu wollen. Wahrscheinlich wäre durch eine solche «unterrichtstechnische Behandlung» der Gotthelf-Erzählungen die lebendige Freude an einem unmittelbaren Erleben getrübt worden. Es gibt hier in unserem Unterrichten eine klare Grenze, die wir nicht überschreiten dürfen. Sie liegt dort, wo wir uns gestehen müssen: «Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!» Die tiefste Wirkung auf den Schüler ist immer dann festzustellen, wenn ohne jede lehrhafte Erklärung unsererseits die unerreichte Anschaulichkeit der Gotthelf-Worte selbst redet.

Die Wahl der Stücke dürfte einem Lehrer, der auch nur einigermassen in den Gotthelf-Werken zu Hause ist, keine grosse Arbeit verursachen. Auf Schritt und Tritt finden sich wahre Perlen, die, ohne sie zu zerplücken, wie ein Blumenstrauß geboten werden können, wenn meistens auch nur auszugsweise, sei es in einer Vorlesestunde oder als Illustration einer Unterrichtseinheit als wirkungsvoller Abschluss.



Berner Haus in der neuern Form
(Haus Burren, Mengestorf, 1783)

Dieses reichverzierte und bemalte Holzhaus bedeutet die höchste Vollendung in der Baukunst des Landes. Die Proportionen im ganzen, die hervorragende Form von Dach und Ründi, die prachtvollen Lauben und Fensterfronten, die Stüde, Schnitzereien, Malereien und Sprüche vereinigen sich hier zu einem wahren Kunstwerk, zum schönsten Holzhaus des bernischen Mittellandes.

Wichtig ist auch, dass Gotthelf in den Schulbüchern angemessen vertreten ist, nicht zur Belehrung, sondern vielmehr zur Unterstützung und Vertiefung, Verinnerlichung des bereits Bekannten. Gotthelf-Erzählungen werden in Lesebüchern bestimmt nicht nur einmal oder nur zwangswise gelesen; das Erfassen Gotthelfschen Wesens am Einzelbeispiel regt zu weiterer Suche nach seinen Werken an.

Das Wesentliche an unserer Beschäftigung mit Gotthelf in der Schule ist und bleibt aber doch, den Sinn und das Verständnis für die Wucht und Kraft der Sprache und für die Bodenständigkeit und Heimat-treue seiner Erzählungen zu wecken. Das Mittel dazu ist das Wort des Lehrers. Gotthelf-Texte, rein und edel vorgetragen, ohne einen sogenannten «Lehrzweck» zu verfolgen, üben immer ihre Wirkung aus.

In diesem Sinne die Schüler an Gotthelf heranführen bedeutet doch gewiss, der Forderung unseres kantonalen Lehrplanes entgegenzukommen, wie sie so treffend am Anfang steht: Gute und glückliche Generationen heranzubilden, ist das Ziel der Erziehung überhaupt. — Das war ja auch ein Lebensziel unseres grossen Meisters Gotthelf selbst.

F. Heuer.

Ein Sekundarlehrer zu den „Kleineren Erzählungen“:

Es ist keine Frage, dass die Knaben und Mädchen unserer obersten Volksschulklassen nachdrücklich auf das unvergängliche Werk Gotthelfs aufmerksam gemacht werden müssen. Die meisten schweizerischen Lesebücher für 13—15jährige bieten denn auch ausgewählte Partien Gotthelfscher Prosa. Heikler wird aber die Aufgabe, wenn wir uns verlocken lassen, eine ganze Geschichte zu lesen. In Frage kommt eine der sogenannten «Kleineren Erzählungen». Viel gewaltiger als bei blossem Ausschnitten wirkt dann die ganze Kraft der Dichtung auf die Leser, und wir hoffen, es könnte sich ihr niemand entziehen.

Unter den Hindernissen, die sich uns dabei entgegenstellen, ist die mangelnde Reife der Schüler das grösste. Die Ueberlegung, dass ein beträchtlicher Teil unserer Zöglinge auch in späterem Alter nie fähig sein wird, schwierigere Sachen zu lesen als mit 15 Jahren unter des Lehrers Anleitung, ist kein Trost, aber eine Verpflichtung für uns Gotthelfs Werk gegenüber.

Viel freudiges Verständnis habe ich in meinen Sekundarklassen bei der Lektüre einer Reihe von kleineren Erzählungen erlebt. Ich nenne: «Wie Joggeli eine Frau sucht» — «Hansjoggeli, der Erbvetter» — «Barthli, der Korber» — «Wie Christen eine Frau gewinnt».

Alle diese Geschichten handeln von Menschen des Alltags: Diese sind gut oder schlecht, geizig oder frei-
giebig, tüchtig oder missraten, geschwätzig oder ver-
schlossen — ihr Charakter ist nie schillernd, nie
zwiespältig (wie der der Seldwyler), sondern immer
eindeutig und klar umrissen und darum schon für
jugendliche Leser erfassbar. Auch die Lebensnöte
Gotthelfscher Menschen sind aufgeschlossenen Fünf-
zehnjährigen kaum mehr fremd: Konflikte zwischen
alt und jung, zwischen Meister und Knecht, Zank zwischen
Verwandten, Erbschaftsstreitigkeiten, Ver-
leumdung, Sonntags- und Werktagsgesicht, Schein
und Sein. Dazu wird der Stoffhunger junger Leser
recht befriedigt: Die Geschichten sind spannend und
kraftvoll, es läuft etwas, auch die Knaben kommen
auf ihre Rechnung. Und schliesslich enthalten sie,
was wichtig ist, viele fröhliche Stellen und haben
einen guten Ausgang. Darauf sind wir froh, denn
die gleiche Erzählung beschäftigt uns ja tage-, viel-
leicht sogar wochenlang. Und sicher gehört es zur
Aufgabe des Lehrers, in seiner Schulstube so viel
Frohsinn und echte Lebensfreude wie nur immer
möglich zu verbreiten.

Nur reife Schüler sind fähig, «Elsi, die seltsame Magd», die ganz grosse, die klassische unter Gotthelfs Erzählungen innerlich zu verarbeiten. Jüngeren Kindern geht das Verständnis für Elsis Widerstände gegen die Verbindung mit dem geliebten Christen ab; das düstere Ende fassen sie als blinden Zufall und nicht als tragische Notwendigkeit auf.

Schwieriger als die inhaltliche Bewältigung einer Gotthelfschen Novelle ist oft für Schüler die formale. Die unerhörte und oft masslose Weitschweifigkeit, die vielen mundartlichen Reden, die komplizierten Sätze, die Unterbrechung des Ablaufs durch kleine Predigten, alles das erschwert den Zugang zum grossen Dichter. Es sei im folgenden ein Weg skizziert, der die genannten Schwierigkeiten berücksichtigt:

Der Lehrer liest die Erzählung möglichst langsam und ruhevoll vor, zunächst ohne Titel und Verfasser anzugeben. Die Gefahr des privaten Vorauslesens, des

Vorauspflückens der Spannung durch die Schüler, besteht also kaum. Wir wollen uns einmal nicht ärgern über das hilflose Gestammel vieler ungeschickter Leser. Die ganze Aufmerksamkeit der Schüler soll sich auf den Gehalt konzentrieren und wird nicht von der Bemühung um gutes Vorlesen aufgebraucht. Denn es liegt uns daran, dass die Gott-
helf-Stunde erhebend, fast festlich verlaufe und nicht allzu sehr nach Schule rieche. Das alles hat der Lehrer in der Hand, wenn er selber vorträgt.

Dabei erlaube ich mir als Vorleser aber gewisse Freiheiten. Ich überspringe handlungsarme Stellen oder fasse sie kurz zusammen, mich bemühend, eine Brücke zu schlagen zwischen der Ungeduld der Jugend und Gotthelfs epischer Breite. Eine Deutschstunde ist auch dann gerechtfertigt, wenn nicht jedes vorkommende Wort erklärt wird. Darum lasse ich Wörter und Ausdrücke weg, die dem Alter der Schüler nicht angemessen sind oder deren Erklärung allzu weitschweifig ausfiele und mir damit den inneren Zusammenhang zerisse. — Bedingung zu solchem Vortrag ist allerdings, dass der Lehrer den Stoff gut Kenne, nur dann kann er ihn der Aufnahmefähigkeit der Schüler entsprechend bemessen.

Wird nun aber nicht für den Schüler die Sache zu leicht, zu gemütlich? Darauf sei folgendes geantwortet: Einmal will auch das Zuhören gelernt sein. Geht die Handlung nicht immer ungestüm weiter, so werden wir bald Schüler bemerken, die innerlich abschweifen, darum soll die mehr passive Art des Zuhörens eine Ergänzung finden! Wir lassen gelegentlich das Gelesene nacherzählen, eine Person schildern; oder wir fordern auf, zu erraten, wie die Geschichte weitergehe (was die Schüler sehr gerne tun). Wenn es gelungen ist, eine Klasse zum Mitdenken zu erziehen, werden sich, sobald ich mit Lesen absetze, einige zum Worte melden und ihre Bemerkungen vorbringen, auf die ich, ihrer Brauchbarkeit entsprechend, eingehe. Ihre Ausserungen beginnen etwa so: Was mir auffällt, ist..., Bei uns zu Hause..., Mein Vater würde sagen..., Ich hätte an dieser Stelle..., Ich finde, dieser Barthli sei..., Züseli hat recht gehabt, dass..., Ich kenne auch einen Mann, der... Fallen die Beiträge der Klasse allzu zögernd, so gebe ich mitunter den Schülern drei Minuten Zeit zur schriftlichen Fixierung einer allgemeinen Bemerkung oder einer Antwort auf eine bestimmte heiklere Frage. Schüchterne Schüler, die sich nicht getrauten, ihre Meinung frei vorzubringen, lesen dann oft ohne viel Hemmungen treffende Antworten von ihrem Zettel. Dabei stehen wir so mitten in Gotthelfs unerhört echter Darstellung des Lebens, dass vorerst gar keine Zeit übrig bleibt für die ästhetischen Probleme nach den Kunstmitteln des Dichters. Das Stoffliche samt den ethisch-lebenskundlichen Fragen steht für uns im Vordergrund. Sicherer als über Schön und Hässlich, Kunst und Kitsch, urteilen Jugendliche über Gut und Böse. Und zum mindesten ist es gut, wenn sie ihre Urteilstatkraft in solcher Wertung ständig üben. Dafür aber bietet Gotthelf wie kein anderer eine unübertreffliche Fülle von lebensstarken Beispielen, und es kommt mir gar nicht wie Entweibung der Literaturstunde vor, über Fragen des praktischen Lebens recht ausgiebig zu sprechen.

Vor einem wird man sich allerdings hüten müssen, nämlich, dass die Schüler sich den dargestellten Personen gegenüber nicht als hämische Sittenrichter und

philistriöse Alleswissen aufspielen. Echter Humor, der sich der Grenzen jedes menschlichen Wesens, auch des eigenen, bewusst ist, darf in solchen Besprechungen nie fehlen.

Willi Vogt.

Ein Bezirkslehrer über den „Uli“:

In den ersten Jahren meiner Lehrtätigkeit pflegte ich mit jeder Klasse den letzten Teil des 16. Kapitels «Uli kommt zu neuen Kühen und neuen Knechten» auf die herkömmliche schulgerechte Weise lesen zu lassen und zu erklären, ohne es aber in den Zusammenhang der vorausgehenden Geschehnisse zu bringen. Da fragte eines Tages ein Knabe, was es denn mit diesem Uli, der sich so energisch seiner unbotmässigen Knechte entledige, für eine Bewandtnis habe. Ich hatte den Roman in der Jugend einmal oberflächlich gelesen, ohne dabei etwas Besonderes zu verspüren: er war mir also ein unentdecktes Land geblieben. Jetzt aber fühlte ich mich veranlasst, mich mit dieser «Gabe für Dienstboten und Meisterleute» ernstlich zu befassen; dies um so mehr, als Gotthelfs Name in Vorträgen und Zeitschriften immer öfters anzutreffen war. Da mir aber fürs erste der Roman nicht zur Verfügung stand, griff ich nach einem verwaisten Velhagen-Kassing-Bändchen in meiner Schülerbibliothek mit «Uli, dem Knecht» in ausgewählten Kapiteln, die durch Inhaltsangaben der weggelassenen Stellen verbunden waren.

Diesen Auszug begann ich vorzulesen, und ich war bald überrascht, wie aufmerksam die Schüler zuhörten. Eines Tages lag ein mächtiger Band, betitelt «Uli, der Knecht» auf meinem Pult; der Ueberbringer bemerkte, der Text darin unterscheide sich bedeutend von dem bisher gehörten, weil er mehr mundartliche Ausdrücke enthalte. Ich ging der Sache auf den Grund und bekam heraus, dass es sich hier um die ursprüngliche Fassung handelte; die für Unterrichtszwecke gekürzte Schulausgabe stützte sich auf die dialektfreie Bearbeitung, die der Dichter auf Wunsch des Verlegers für die deutschen Leser selbst besorgt hatte.

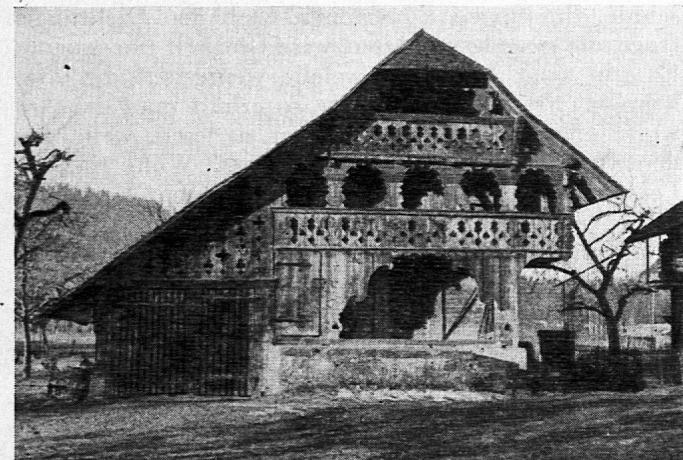
Nachdem ich der Klasse ein Kapitel aus dem bebilderten Band vorgelesen hatte, waren wir sofort einig, dass für uns nur noch dieser in Betracht falle. Zu Hause wählte ich nun die Stellen selber aus, wobei ich mich stark an das deutsche Vorbild anlehnte.

Nachdem die Schüler mit der Vorgeschichte des entscheidenden Tages, wo Uli zu neuen Knechten kam, vertraut waren, konnte keine Rede mehr davon sein, dass ich den Band zuklappte und verkündete: So, nun wollen wir zum Lesebuch zurückkehren und ein neues Stück behandeln. Mit meinen jugendlichen Zuhörern war ich selber in den Bann der Dichtung geraten. Wir blieben ihr treu, bis Uli die Glungge als Pachthof übernahm und Vreneli als Frau heimführte. Bei keiner andern Dichtung hatte jemals eine Klasse so leidenschaftlich mitgemacht. Ihr Verhalten erinnerte mich mehr als einmal an eine in meiner Studienzeit in München erlebte Volksvorstellung von «Kabale und Liebe», wo das Publikum von den Sitzen aufsprang und Miene machte, gegen die Bühne zu stürzen, um der in Qualen sich windenden Luise beizustehen. Denn immer dann, wenn der misstrauische Joggeli die Anordnungen Ulis durchkreuzte, machte sich Empörung der Kinder in lauten Ausrufungen Luft. Als Johannes und der Baumwollenhändler aneinandergerieten und Vreneli ihren zudringlichen Verfolger mit einem Scheit abwehrte und in die Worte ausbrach: «Weisst du jetzt, wie ein Berner Meitschi akkordiert, und mit

was es den Akkord unterschreibt, du keibelige Uflat!» wollte das Beifallsklatschen und Gelächter kein Ende nehmen, so dass ich befürchtete, der nach aussen dringende Lärm könnte als eine jener Auflehnungen gegen die Disziplin aufgefasst werden, denen der Lehrer nicht mehr gewachsen sei.

Seit ich im «Uli, der Knecht» das beste Vorlesebuch erkannt habe, glaube ich, meine höchste Aufgabe als Deutschlehrer zu vernachlässigen, wenn ich die Erzählung nicht jedes Jahr hervornehme. Ich habe die Hauptkapitel inzwischen mehr als 30 Male verlautlicht und kann sie fast auswendig. Aber jedesmal bin ich aufs neue hingerissen vom urgewartigen Rhythmus der Gotthelfschen Prosa; und es geht mir so, wie wenn ich Goethesche Gedichte spreche: was sich aus Kehle und Mund bewegt und klingt, das ist mehr als Sprache, es ist das Leben, der Mensch, die Welt selber.

Alles Erklären, alles Deuten der Gotthelfschen Dichtung ist überflüssig, schädlich: es ist der lebendige Vortrag allein, der die Voraussetzung für ihr ursprüngliches Erleben schafft.



Speicher (Langnau i. E., 1722)

Die Dachform, die Laubenausschnitte, die feinen Würzelfriese an den Laubenlehnen, die verzierten Bogen, die Eisenbeschläge der Türen und der gut angefertigte Wagenschopf helfen mit, diesen Speicher zu einem der vielgerühmten Schatzkästlein des Berner Hauses zu machen, wenn auch dieses Wort in reichem Masse auf den Inhalt des Häuschens bezogen ist.

An die seit mehr als drei Jahrzehnten geübte Ge pflogenheit, meine obersten Klassen mit einem grossen Teile von «Uli, der Knecht» bekannt zu machen, knüpfen sich viele der schönsten Erinnerungen, die dazu beigetragen haben, dass ich niemals von der Ueberzeugung abgekommen bin: Alles, was die Schule tut, um die schöpferischen Kräfte in Bewegung zu setzen — und es geschieht nicht zuletzt durch eine lebendige Vermittlung der Poesie — trägt Frucht und Samen.

Ein auf der ETH ausgebildeter junger Landwirt, ehemals mein Schüler, der nach Amerika auszureisen im Begriffe war, um eine Farm zu leiten, beauftragte mich, für ihn eine Kiste voll Bücher mit guter Literatur auszuwählen; es müsse vor allem Gotthelf darin stark vertreten sein.

Einst nötigte mich ein früherer Schüler, ihn heim zu begleiten. Er führte mich vor einen Bücherschrank. Da reihte sich Band an Band. Er griff nach dem «Uli» und sagte: Da habe ich zum erstenmal gespürt, was wahre Dichtung ist.

Etwa vor 20 Jahren las ich eines Nachmittags, auf den der schweizerische Schulkino eine Vorstellung angesagt hatte, aus dem «Uli» vor. Da pochte es an die Türe zum Zeichen, dass sich die Schüler in der Aula

zu sammeln hätten. Die Klasse aber blieb sitzen: Gotthelf sei schöner als so ein Film.

Im Jahre 1925 lernte ich Dr. Hans Bloesch, den Herausgeber der grossen Gotthelf-Ausgabe kennen. Wir kamen auf den «Uli» zu sprechen, und ich teilte ihm meine Erfahrungen mit. Da ging ein Leuchten über sein Gesicht: «Endlich wieder einmal einer, der etwas wagt. Der Uli wiegt sämtliche Bände schweizerischer Lesebücher auf.» Die Meinung dieses Gelehrten bestätigt sich mir mit jedem Jahr. Wenn ein Buch Gemeingut der Jugend der obersten Volksschulklassen werden sollte, so ist es «Uli, der Knecht». Leider fehlt uns immer noch eine billige Schulausgabe, die füglich nach dem Vorbild der im alten Deutschland erschienenen gekürzt werden könnte. Ich hoffe immer noch, die «Guten Schriften» können sich dazu entschliessen, der schweizerischen Jugend diese Gabe auf den Weihnachtstisch zu legen.

Otto Berger.

Ein Lehrer an einer Bäuerinnenschule über „Anne-Bäbi Jowäger“:

Wenn ich in der landwirtschaftlichen Haushaltungsschule die jungen Bäuerinnen nach den Dichtungen frage, die sie gelesen hätten, wird Gotthelf nie genannt. Es gibt zwar Mädchen, welche wenigstens die Titel kennen. Frägt man weiter, so erhält man die Antwort: «Nicht modern», «Schwer zu lesen, weil bernardisch geschrieben» und ähnliches. Wohl sind die Lebensfragen, welche Gotthelf mit seinen Werken zu lösen versucht, zu jeder Zeit «modern», solange es junge und alte Menschen im gleichen ländlichen Haushalt gibt. Leider laden Gotthelfs Sprache und Stil heutige Leser, welche sensationelles Zeug erwarten, nicht sehr zur Lektüre ein. «Der stetige Wechsel von Mundart und Schriftdeutsch haben mir das Weiterlesen verunmöglich», erklärten mir verschiedene Schülerinnen, und so blieb mir nichts anderes übrig, wenn ich die Gestalt «Anne-Bäbis», dieser erzieherischen Rechthaberin ihrem «Jakobli» gegenüber, recht lebhaft auf meine Schülerinnen einwirken lassen wollte, als mich in die Darstellung Gotthelfs einzulesen. Wie reich an Einfällen ist doch der Emmentaler Pfarrherr in der Abwandlung des Problems: «Wie Jakobli ohne Hilfe der Mutter zu einem Weibe kommt.» Das Werk bietet gerade an dieser Stelle Szenen von unerhörter dichterischer Schönheit.

Das Verhältnis der Mutter zum Sohn, jenes zwischen Jakobli und Meyeli, nicht weniger das zwischen Mutter und Schwiegertochter werden hier in einer unvergesslichen Art und Weise erörtert, welche zum Nachdenken und Mitfühlen auffordert. Anne-Bäbi sieht in ihrer Blindheit nicht so viel, wie ihr «leyde Halbbling Jakobli», der nach dem Plane der Mutter die «Zyberlihogertochter» als Lebensgefährtin bekommen soll. Er wählt sich jedoch Meyeli, «das Schlärpli mit dem Dittigfräss». Es vermag mit seinem Wesen das ganze Jowägerhaus zu erwärmen, auch wenn der Jowägersippe das Leid nicht erspart bleibt.

Das Werk kann nicht in der Volksschule behandelt werden. Es wendet sich an junge Leute reifern Alters, denen es aber eine reiche Anzahl von Lehren für das Leben mitgibt. Es schärft ihnen den Blick für die Umgebung, indem es unwillkürlich zu Vergleichen aufruft, stehen doch die meisten der Schülerinnen vor derselben Entscheidung wie Jakobli und Meyeli, und manche der Zuhörerinnen wären froh, wenn sie den Jakobli, den sie sich wünschen, auf solche Art bekämen, wie dies bei Meyeli der Fall ist.

Das Werk öffnet und weitet den Blick für Probleme des menschlichen Lebens, so wie sie über kurz oder lang den zukünftigen Bäuerinnen gestellt werden. — Nach meinen Erfahrungen ist das «Anne-Bäbi» die Lektüre für dieses Alter. Aber als Klassenlektüre ist das Werk wegen seiner Weitschweifigkeit nicht brauchbar. Der Lehrer, der einen Einblick darein verschaffen möchte, muss sich mit dem Inhalt vertraut machen, damit er die schönsten Stellen eindrucksvoll vortragen kann. Dann wirken sie packend, wie kaum eine andere Erzählung.

E. Meister.

Ein Mittelschullehrer:

Seit Beginn meines Deutschunterrichts habe ich nie eine Klasse entlassen, ohne sie wenigstens einmal intensiv mit Gotthelf beschäftigt zu haben. Wieso?

Das Studium Gotthelfs hatte mich zu zwei Ergebnissen geführt: Im ganzen deutschen Sprachgebiet war mir kein Dichter begegnet, der ein praktisches Christentum so umfassend dargestellt hätte und der die Menschwerdung nicht nur im individuellen Kreis, sondern stets im Zusammenhang mit der Volksgemeinschaft beleuchtete. Beides aber, praktisches Christentum und lebendige Gemeinschaft erschienen mir für die Ausbildung des Schweizers grundlegend. Gotthelf musste in den Mittelpunkt des Unterrichts gerückt werden, nicht Schiller oder Goethe. Denn er entspricht in jeder Hinsicht jener geistigen Verfassung, mit der unser Heimatland steigt oder fällt. Wer sich die Lebensbegriffe des Gotthelfschen Werkes erobert, wird, in sich gekräftigt, weniger anfällig für das Unschweizerische. Er steht auf festem Grund. Von diesem aus erfasst er das Fremdartige, weiß es jedoch vom Eigenen säuberlich zu trennen.

Die Methode, nach welcher Gotthelf mit Schülern zu behandeln war, stellte sich mit der genannten Grunderkenntnis ein: Die Lektüre eines Gotthelfschen Werkes kann nicht in erster Linie, wie manche andere, Gegenstand des Genusses oder Objekt der Aesthetik werden. Auch darf sie nicht an erster Stelle, wie man es mit einem Goetheschen oder Kellerschen Werk wagen darf, Grundlage zur sprachlichen Schulung sein. Sie muss vor allem zur Klärung der Begriffe führen, welche der christlichen Lebensgemeinschaft eigen sind. Sie muss *Lebenslehre*, eine Art Biologie sein. Denn mit ihrer Wirklichkeitsnähe umfasst sie den Alltag, umfasst, was uns heute und morgen drückt, stösst, erregt, beschwingt, belebt, mit Zweifeln füllt, mit Schmerzen peinigt, mit Freuden hebt. Ist das nun, was die Jugend sucht? Da setzen die Schwierigkeiten ein, welche den Weg hart und steinig machen und lange hinführen, bis der Lehrer mit den Schülern in fruchtbare Gelände steigt. Schüler, nach der Lektüre grösserer Werke darüber befragt, wie sie ohne Hilfe des Lehrers vorangekommen wären, antworteten oft, es sei ihnen beim Lesen langweilig geworden, der Dichter mache mitten in der Handlung zu viele Halte, sie könnten an seinen alltäglichen Gestalten nichts Besonderes wahrnehmen, die meisten Gestalten seien extrem usf. Im Bestreben, sein Ich zu gestalten, loszukommen von den ihn an den Alltag fesselnden Ketten, von den hohen Idealen sich hinreissen oder von den Gefahren der Stadt sich umspielen zu lassen, hat der in der Entwicklung begriffene Jugendliche Mühe, sich der im breiten epischen Stil entfalteten Lebensweisheiten zu bemächtigen. Oft sieht er sie überhaupt nicht. Damit ist für den Lehrer der Weg vorgezeichnet: Er kann den Schüler nicht, wie ihm das andere

Literatur erlaubt, sich selbst überlassen. Die Fülle der Gedanken offenbart sich dem Schüler nicht, wenn nicht langsam gelesen und immer wieder abschnittweise das Gelesene besprochen wird.

Die Erfahrungen haben mich gelehrt, bei der Behandlung Gotthelfscher Erzählungen (ausgenommen nur die kleineren, und auch diese nur zuweilen) die Hauslektüre kapitelweise bewältigen und die Schüler in der Klasse in gegenseitigem Gespräch das Gedankengut klären zu lassen. So erwacht in Knaben und Mädchen nach und nach der Sinn für die seelischen Vorgänge, die Zusammenhänge und die Lebensschau Gotthelfs. Die vom Tierischen bis zum Himmlischen gestaffelte Lebensführung der Gestalten verfehlt ihre Wirkung nicht, sofern die fressenden Uebel unserer gefahrvollen Zeit die jugendliche Seele nicht schon allzusehr angenagt haben.



Stöckli (Mengestorf bei Köniz)
Es ist bezeichnenderweise ein Riegelhaus, enthält unten das Ofenhaus, zugleich Waschhaus, oben aber die Wohnung, das Heiligtum des zurückgezogenen Grosselternpaares.

Mit Fünfzehn- oder Sechzehnjährigen pflege ich kleinere Erzählungen, wie «Die schwarze Spinne», «Das Erdbeeri-Mareili», «Wie Joggeli eine Frau sucht» usf., zu lesen und später mit denselben Schülern, wenn sie das siebzehnte Altersjahr hinter sich hatten, ein grösseres Werk. Da Gotthelf in den kleineren Erzählungen viel mehr durch Handlung und Begebenheiten selber als durch ausgedehnte Betrachtungen und Auslegungen wirkt, werden sie meist gern gelesen. Es hat sich dabei als vorteilhaft erwiesen, viel in der Schule selbst zu lesen. Die Eigenart der Sprache wird dem Schüler durch lautes Lesen vertrauter. Er muss erfahren, dass die besondere Klangfarbe viel dazu beiträgt, uns das innere Leben er-hören zu lassen; dass das Lautliche Symbol der Lebensrhythmen wird, — bald rauh, bald fein — bald laut, bald leise — bald stürmisch, bald schmeichelhaft klingt. «Die schwarze Spinne» hat sich für solche Darlegungen immer wieder — neben dem Gedanklichen — als fruchtbar erwiesen, noch mehr aber «Die Wassernot im Emmental». Es genügte bei Zeitmangel schon nur die im Sprachgut der Schweiz (Abteilung A, Heft 8) glücklich gewählte Stelle zu behandeln und auf die rhythmisch und musikalisch grossartige Stelle hinzuweisen: «Es war der Tag des Herrn, und von Tal zu Tal klangen feierlich die Glocken, sie klangen über alle Ecken in alle Gräben hinein und stiegen dann in immer weicheren Klängen zum Himmel auf»... usf. Mit Erfolg spielte ich von Zeit zu Zeit Beethovensche Sona-

tenmusik zu solchen Stellen, etwa den stürmischen Pathétique-Satz (nach der langsamen Einleitung) zu «Von Minute zu Minute wurde dichter und grauenvoller der ungeheure Wolkenknäuel...» (a. a. O.). Aehnliches Anschwellen der Wort- und Tonpartien ist unverkennbar, und der ruhigere, gesangliche Teil des Sonatensatzes wirkt wie die Sicherheit des unüberwindbaren Berges. Stützt man sich auf die Darlegungen von Richard Benz (Die Stunde der deutschen Musik), dass die deutsche Musik Dichtung sei, so sind erstaunliche Aehnlichkeiten zwischen Gotthelf und Beethoven aufzudecken. Beim Tonspiel muss gerade dem mehr auf Musik eingestellten Schüler auch der Sinn für den Dichter aufgehen, und er entdeckt die mächtige Verwandtschaft innerer Seelengrösse. Harmonie und Disharmonie, rhythmische Ausgeglichenheit und Unbotmässigkeit wechseln, wie es im Leben der Fall ist.¹⁾ Veränderungen, z. B. in der Liebe Ulis zu Vreneli, finden in wundervollen Sprachrhythmen Ausdruck. Zum Bewusstsein steigen sie erst recht, wenn man ihnen entsprechende Beethoven-Musik nachklingen lässt.

Damit bin ich aber schon zu der Aufgabe vorgedrückt, welche sich dem reiferen Schüleralter stellt. Nun gilt es nicht mehr Einzelnes zu erfassen, sondern das Leben in seiner Ganzheit. Zu solchem schien mir von jeher nur das grössere Werk zu taugen, und aus diesem vornehmlich «Uli, der Knecht», «Uli, der Pächter», «Die Käserei in der Vehfreude» und «Geld und Geist». Die beiden «Uli»-Bücher und «die Käserei» umfassen die Gesamtheit des Lebens derart, dass mit der abschnittsweise Besprechung jede Frage des sich formenden und in die Gemeinschaft hineinwachsenden jungen Menschen berührt wird. «Uli, der Knecht» führt zur Auseinandersetzung mit den Fragen des Individuums im Hinblick auf seine eigene Gestaltung, «Uli, der Pächter» im Hinblick auf die Familiengemeinschaft, und «Die Käserei in der Vehfreude» zeigt Individuen und Familien in der grösseren Dorfgemeinschaft. Es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, dass die Diskussion über diese drei Werke Zusammenschluss von Lebensphilosophie, Biologie, Charakterkunde, Wirtschaftslehre und Staatsbürgerkunde bedeutet.

In gemeinsamem Ringen von Lehrer und Schülern stellt sich die Zahl der Summanden allmählich ein, welche zusammen ein Gesamtbild formen. Als Endarbeit wird Ordnen und Zusammenstellen die Schau der Schüler vervollkommen. Um eine Idee von dieser Arbeit zu geben, lasse ich unter Titelworten einzelne Ergebnisse mit Angabe der Kapitel, aus welchen sie herausgearbeitet worden sind, folgen, ohne sie nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen, ganz der Reihenfolge nach, wie sie sich bei der Lektüre ergeben:

Aus «Uli, der Knecht»: Ordnung der Natur (Kapitel 2), Ruf und guter Name (3), Sport, Vor- und Nachteile (6), Verhältnis von Arbeitgeber zum Arbeitnehmer (7), Erwerb und Spargeist (8), falsche Liebe (9), Ehrlichkeit (10), Arbeitsvertrag (11), Auseinandersetzung mit neuer Umwelt (12/13), Versuchungen (14), die Frau im Leben des werdenden Mannes (15), System in der Wirtschaft (15/16), Misstrauen (17), Volksbräuche (17), weibliche Treue (18),

¹⁾ Stellen, die sich zu lautlichen und musikalischen Uebungen eignen, befinden sich, nach der Gesamtausgabe von Hunziker und Bloesch zitiert, etwa in «Uli der Knecht», S. 310, 365/6, 370; in «Uli der Pächter», S. 304, in «Geld und Geist», S. 89 usf.

Schulhausneubau „Käferholz“

Zürich 11

Projekt und Bauleitung: Karl Flatz, Arch., Limmatquai 24, Zürich 1



**Gebaut und eingerichtet
von folgenden bewährten Spezialfirmen:**

WALTER BÜHLER, ZÜRICH

Bauunternehmung für Hoch- und Tiefbau

Binzmühlestrasse 102 Telephon 466696

E. BÜRER, ZÜRICH-OERLIKON

Malerwerkstätte

Tramstrasse 26 Telephon 467912
Q U A L I T Ä T S A R B E I T

H. & G. DEMARMELS, ZÜRICH 10

Rousseaustrasse 21 Telephon 285344 Baugeschäft

Ausführung der Stützmauer
längs der Althoosstrasse

W. EPPER, ZÜRICH

Hofackerstrasse 13 Telephon 321850

Schlosserei

Ausgeführte Arbeiten:
Sämtliche Treppengeländer in Eisen und Messing

W. FUCHS & CO., ZÜRICH

Industriestr. 180 Tel. 255218/19 Postcheck VIII 22647

Bauunternehmung

Isolier-Unterlagsböden

ausgeführt durch

FÜRST UND NAEF ZÜRICH 4

Hohlstrasse 46 Tel. 236931 Unterlagsböden u. Steinholzbeläge

JAK. GALLETTI, ZÜRICH

Gipsergeschäft

Ausführung von Gipserarbeit

Siewerdtstrasse 5

Gebr. J. & W. KNABENHANS, Zürich 4

Bäckerstrasse 104

Teil-Ausführung von Dachdecker-Arbeiten

MAYER-MATTES SÖHNE, ZÜRICH

Schreinerei und Fensterfabrik

Feldstrasse 43 Telephon 236057

Ausführung von Glaser- und Schreinerarbeiten

JOS. OBEREGGER, ZÜRICH

Albisstrasse 132 Telephon 451800

Schlosserei

Ausführung von Schlosserarbeiten



JULIUS HARTMANN ZÜRICH 11

Mech. Bau- und Möbelschreinerei Innenausbau

Schreinerei: Wannenholzstrasse 2 Tel. 465924 Büro: Agleistrasse 9 Tel. 467358

DAS JUGENDBUCH

MITTEILUNGEN ÜBER JUGEND- UND VOLKSSCHRIFTEN

HERAUSGEGEBEN VON DER JUGENDSCHRIFTENKOMMISSION DES SCHWEIZ. LEHRERVEREINS
BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG

OKTOBER 1947

13. JAHRGANG, NR. 5

Zu der Broschüre „Jugendschriften-Fragen“

Spitteler schrieb seinerzeit:

«Was mich an der gegenwärtigen Literaturtätigkeit und Literaturbetrachtung immer wieder überrascht, ist die Abwesenheit einer Eigenschaft, die ehemals für die selbstverständlichste Voraussetzung aller Kunstübung und Kunstmöglichkeit gehalten wurde: die Herzensgüte.»

Wenn man dies Heft über «*Jugendschriften-Fragen*»), der kleinen Sammlung von Referaten des Kurses über Jugendschriften-Fragen im Sommer 1946 zu Brunnen liest, so freut man sich, dass hier keine «herzenskalten Menschen» die Literaturbetrachtung pflegen. Sie können leidenschaftlich dem Unwahren, Gemachten in der Jugendliteratur entgegentreten. Man lese nur die ausgezeichnete Arbeit von Dr. W. Klauser über «Grundsätze für die Beurteilung von Jugendbüchern». Aber mit welcher Wärme begrüssen sie jene Bücher, welche nicht Geschäftigkeit, Ehrgeiz, Routine zustandebrachte, sondern das herzliche Wohlgefallen an der heranwachsenden Jugend, und wo eben auch die Kunst zu gestalten, innerlich drängte.

In dieser Broschüre herrscht nicht das kalte Wort: L'art pour l'art. Es müssten ja die Verfasser der Referate nicht Erzieher, nicht alemannische Eidgenossen sein, wenn ihre Literaturbetrachtung nicht getragen würde vom erzieherischen Verantwortungsgefühl. Sie sind darin bewusste Nachfahren jener bärigen Männer des Schweizerischen Lehrervereins von 1858, welche als erste in der Schweiz, als erste wohl auch alles Auslandes, eine Jugendschriftenkommission gründeten. In ihren Grundsätzen waren schon «Erzieherwillen und künstlerische Bestrebungen vereint».

Bescheiden verschweigen die beiden Referenten, welche die eigentliche Arbeit der Kommission behandeln, Frl. G. Köttgen: «Die Arbeit der Jugendschriftenkommission des Schweiz. Lehrervereins» und Robert Suter: «Die Wanderausstellung des Schweiz. Lehrervereins», dass die Mitglieder viel Zeit ihrer Lebenstage dazu hergeben, durch Reihen langweiliger, ja ärgerlicher Bücher sich durchzulesen, um endlich ein gutes Fändlein zu machen.

Denn, wie hat sich doch die Arbeit der Kommission seit ihrer Gründung, besonders seit der Jahrhundertwende, erweitert. Sutermeister, Widmann mögen unter einem Häuflein sächsischer oder württembergischer Jugendschriften auf ihrem Rezendententisch nur ganz wenig Schweizer Bücher gefunden haben. Sie konnten sich freilich Johanna Spyris Schriften getröstet. Und heute? Eine ganze Reihe begabter Jugendschriftsteller und Jugendschriftstellerinnen schaf-

*) Erhältlich zu Fr. 2.— im Sekretariat des Schweiz. Lehrervereins.

fen nun in unsren Gauen. Es ist, wie wenn Johanna Spyri das Tor in diesen taufrischen Garten geöffnet hätte, dass dann aber jeder seinen besonderen Weg erwähle, den traulichen, den heitern, den überraschenden, den weitausschauenden. Freuen wir uns der Vielheit!

Einst galt die Sorge dieser Literaturbetrachter eigentlich nur dem erzählenden Buch. Jetzt erfasst sie auch mit Recht das Bilderbuch nach der künstlerischen und berichtenden Seite. Ist es nicht der erste Berichterstatter der Welt für das kleine Kind? Und erfasst es nicht die fernsten Länder, die Tiefen des Meeres, Sonne, Mond und Sterne? Wohl wird verlangt, dass die Bilder in einem geistigen Zusammenhange seien, es kann das geistige Band «etwas so Primitives sein wie das Alphabet oder so ein erhabener Stoff wie die Leidensgeschichte des Heilandes». (R. Frei.)

Da sind auch die Beschäftigungsbücher, die Spielbücher, die Theaterbücher. Diese letzteren sind wohl Fritz Brunners besonderes Anliegen. Mit Recht, denn schon das einfachste Theaterspiel, das Gespräch, kann dem Kind viel bedeuten, führt vom ich zum du. Das Schläglein in Goethes Märchen behauptet ja, dass das Gespräch noch erquicklicher sei als das Licht. Fritz Brunner hat gewiss recht mit seiner frohen Zuversicht, dass alle diese Bücher «Schule und Haus verbinden, den Eltern wieder einen Teil der erzieherischen Jugendführung zurückgeben, die sie, besonders in städtischen Verhältnissen und von der väterlichen Seite aus, so unbedenklich und vollständig uns Lehrern überlassen wollten». . . Die Mitglieder jener ersten Jugendschriftenkommission von 1858, Männer einer still schaffenden, nüchternen Zeit, machten in ihren Leitsätzen noch keine Anforderungen an die Ausstattung der Jugendbücher. Heute ist sie ein besonders Anliegen der Rezessenten. Fritz Hermann konnte damals in Brunnen in seinem Vortrag über «die Illustration des Jugenbuches» sich ausgezeichneter Beispiele und Gegenbeispiele auf der Leinwand bedienen. Hier dürfen wir uns an seine klaren Forderungen halten. Aus der Fülle einige: «Jedes Bild, das den Text nicht bereichert oder ihm gar widerspricht und ihn dadurch zerstört, ist abzulehnen.» — «Das gute Bild darf das phantasiebegabte Kind nicht einengen, aber es soll anregen.» — Er verwirft die gezwungen kindertümliche Illustration. Das Kind selbst «möchte nämlich die Wirklichkeit täuschend wiedergeben, aber dazu fehlt ihm noch das Können. Es gestaltet, stilisiert, abstrahiert nicht wie der erwachsene Mensch. Die gekünstelte Einfachheit des Erwachsenen lehnt es ab.» — «Der künstlerische Illustrator sei sich immer der Verantwortlichkeit gegenüber dem Kinde bewusst.» Also auch hier nicht l'art pour l'art, sondern «Erzieherwillen und künstlerisches Bestreben vereint.»

Seit 1902 «betrachtet» die Jugendschriftenkommission auch Jugendzeitschriften. Drei stehen unter dem Patronat des Schweiz. Lehrervereins: die Schweizerische Schülerzeitung, der Schweizer Kamerad und der Jugendborn. Neben diesen drei überwachten und behüteten Jugendschriften flattern noch 106 andere, periodisch erscheinende Blättchen zu unsren Buben und Mädchen bis in alle Berggegenden hinauf. Es sind neutrale, konfessionelle, solche, welche einem Unternehmer ein Geschäft bedeuten, andere, die wirklich freundlich erzieherischen Absichten entsprungen sind. Sie alle hat der ideenreiche Fritz Aebli aufgespürt. Er wusste auch neue Wege für die Jugendzeitschrift, namentlich der grösseren Schüler. Wie wird auf die schon mit Lehraufgaben überlastete Schule mit allen möglichen erzieherischen und andern Forderungen des täglichen Lebens angestürmt! Eine köstliche Liste davon weiss Fritz Aebli darzubringen, manche ganz berechtigte, einer wahren Sorge entsprungene. Wie, wenn eine Jugendzeitschrift diese Arbeit übernehmen könnte?

Erstaunlich, wie diese erwachsenen Literaturbeobachter, diese Rezessenten, Wollen und Wünschen heranreifender Knaben und Mädchen begreifen, sie sind wohl verstehender als ihre Kollegen von 1858, da das Jahrhundert des Kindes noch nicht angebrochen war. Es quillt dieses Verstehen vielleicht zu allerletzt aus einem echten Humor. Da lese man wie Dr. Hans Hilty vom «Reise- und Abenteuerbuch» berichtet, wie er diesem «Robinson- und Heldenalter» der Jungen eine Fülle wahrer und schöner Abenteuerbücher bereit hat. Es gilt so, den Zauberer Karl May zu entzaubern.

Wie das furchtbarste Abenteuer der Menschheit, der letzte Krieg auf das Arbeitsgebiet der Jugendschriftenkommission wirkt, schildert Hans Cornioley. Jahrelang hatte sie schon gegen die ausländische demokratiefindliche Jugendbuchpropaganda zu kämpfen. Die Verwilderung der Jugend durch die Kriegszeiten rief dringender nach dem guten Buch. Die furchtbaren Geschehnisse brachten wohl viel Themen für Kinder- und Jugendbücher, sie bringen immer wieder neue. Sie sind wichtig, haben ihre Aufgabe, wenn sie wahr, erlebt sind. Darüber gilt es zu wachen. Wie unentbehrlich sind auch in diesen Zeiten mehr denn je die gutgeförderten Bibliotheken. Ueber diese, ihre Einrichtung, ihre Verwaltung berichten aus langer praktischer Erfahrung Robert Suter und Prof. Hilty.

Im Kampfwillen gegen das Heer der Schmutzliteraturhefte ist im Jahre 1931 wagemutig das Schweizerische Jugendschriftenwerk gegründet worden. Von diesem ausserordentlich vielseitigen Arbeitsgebiet, von seinem grossen Erfolg in allen vier Sprachgebieten unserer Heimat berichtet sein Präsident, Dr. Albert Fischli. Was weiss das Volk, das diese kurzweilig ausgestatteten Heftlein ausgestellt sieht und kauft, was für eine Arbeit die Wahl dieser Lesestoffe, ihre Finanzierung der Kommission bedeutet, deren Präsident, ein Dichter, seine eigenen Bilder verdrängt, um unter fremden zu sichten und zu wählen.

Seminardirektor Arthur Frey steuerte wohl das längste Referat für die Broschüre. Aus dieser Arbeit: «Die Altersstufen und ihre Ansprüche an das Jugendbuch», einer begeisternden, aus überleginem Wissen und künstlerischem Empfinden strömenden Arbeit,

möchte man viel überraschende, einleuchtende Sätze wiedergeben. Wäre schade, alles muss man lesen!

«Irgendwie müssen Jugendbücher in eine Heimat führen und ihre bestimmte Zeit in Vergangenheit oder Gegenwart haben. Heimatlose und zeitlose Literatur klingt in jungen Seelen nicht an», sagt Arthur Frey.

In eine Heimat führen, in eine begrenzte, erfüllt vom Glauben und den Gebräuchen ihrer Religion, möchten nach den Worten des Referenten Hans Ruckstuhl die katholischen Jugendbücher.

Alle in eine Heimat zu führen, das verstand damals in Brunnen gleich als erster Referent des Kurses Prof. Josef Reinhart. Er sprach vom *Vorlesen*. Unvergesslich, wie der Dichter sein eigenes erstes Vorlesenhören im Elternhaus schilderte. Auch hier in diesem geschriebenen Referat spürt man, wie es Josef Reinharts Anliegen ist, der Dichtung eine Heimat zu geben durch verständnisvolles Vorlesen im Schulzimmer, in der Wohnstube, im Gemeindehaus. Und wie wird wiederum die Heimat durch solche Kulturarbeit bereichert, besetzt!

So kann dies schmale Heftchen, dem Hans Cornioley, der Präsident der Jugendschriftenkommission, ein warmes Vorwort gegeben hat, Lehrer und Lehrerinnen hindrängen auf die so nötige Arbeit jeglicher Art der Vermittlung von guter Lektüre an die Kinder unserer Heimat, eine Arbeit, getragen von jenem Gefühl, welches eben Spitteler so schön «Herzensgüte» nannte.

Marie Frei-Uhler.

Anpassen?

Wer mit Schülerbibliotheken zu tun hat, weiss, dass die heutige Jugend viele gute Bücher gar nicht beachtet. Ich denke hier nicht an die längst bekannte Erscheinung, dass einzelne Werke, die unstreitig gehaltvoll sind, aus fast unerklärlichen Gründen keinen Zugang zur Jugend finden; ich habe vielmehr die Tatsache im Auge, dass Bücher, die früher fleissig gelesen wurden, heute unbenutzt bleiben. Sie sind veraltet, und doch enthalten sie nichts, was der heutigen Zeit nicht mehr verständlich wäre, was also ein Veraltern rechtfertigte. Die Bücher wären schon recht; aber die Jugend, vorab die Stadtjugend, hat sich verändert. Das gehaltvolle Buch, der ruhig dahinziehende Fluss einer Handlung locken nicht mehr. Auf sprachlichen Klang und stilistische Schönheiten wird kein Augenmerk gelegt, und der Wert künstlerischer Gestaltung und Durchdringung bleibt den Kindern fremder als je. Das rassige Buch wird begehrt, und nur es kann sich heute behaupten.

Wie haben wir uns zu dieser Tatsache zu stellen? Sollen die anerkannt guten Bücher, die eine ruhige Atmosphäre atmen, eingezogen und gegen andere ausgetauscht werden? Oder gelingt es uns vielleicht, durch das alte Buch die Jugend zu wandeln, sie ruhiger und in gewissem Sinne tiefer zu machen?

Zur Erreichung des letzteren Ziels reicht der Einfluss des Buches wohl kaum. Wir dürfen die Bücher nicht aufdrängen; soll ein Buch packen, gelingt dies nur durch die Selbstverständlichkeit seiner Handlungen und Schlussfolgerungen. Jeder äussere Zwang ist machtlos, ja schädlich.

Es bleibt uns daher nichts anderes übrig, als dass wir dem veränderten Geschmack und Interesse der

Jugend Rechnung tragen. Das will aber nicht sagen, dass wir restlos beigegeben und vollständig dem Gedankenkreis der Kinder entgegenkommen sollen. Es ist erzieherisch nicht zu verantworten, dass der Schriftsteller sich ganz zum Kinde herunterlässt und — wie das in neuerer Zeit oft der Fall ist — förmlich um die Gunst der Jugend buhlt. Immer noch hat die Jugendschrift die Aufgabe, das Kind heraufzuziehen, ihm einen Weg zu weisen.

Die richtige Lösung liegt in einem gesunden Ausgleich zwischen den Einsichten und Anschauungen des Erziehers und den Wünschen und Neigungen des Kindes. Erfreulicherweise stehen uns unter den neueren Jugendbüchern eine stattliche Zahl gesunder, lebensfrischer und echt kindlicher Bücher zur Verfügung. Es gilt diese, die rassig und gehaltvoll zugleich sind, unter der Jugend zu verbreiten. Demnach bleibt uns Betreuern der Jugendschrift nach wie vor die Aufgabe, das weniger Wertvolle vom Guten zu trennen und dieses letztere herauszustellen. Kl.

Umschau

Schundbekämpfung

Das Eidg. Departement des Innern prüft gegenwärtig die Frage, ob es zweckmässig sei, ein Gesetz zur Bekämpfung von Schund und Schmutz zu erlassen. — Das wirksamste Mittel ist wohl die Förderung all der Bestrebungen, die der guten Schrift gelten.

Ein Psychiater zum Lesestoff für Jugendliche

In dem Büchlein «Das Seelenleben des Jugendlichen» äussert sich M. Tramer wie folgt: «Das Lesen von Abenteuerbüchern befriedigt ein legitimes Bedürfnis der Jugendlichen in der Pubertät. Wie speziell durchgeführte Untersuchungen über die Interessen von Kindern und Jugendlichen betreffend Lektüre zeigen, sind es vor allem die Knaben, die nach dem Abenteuerbuch verlangen. Unter den Mädchen sind es dann solche mit etwas mehr betonten bubenhaften Zügen ihres Charakters. Sonst halten sie sich vornehmlich an die sozialen und familialen Interessen, sowie solche für menschliche Schicksale. Die stehen bei ihnen im Vordergrund. Diesen und andern Bedürfnissen muss entsprochen werden. Damit ist eine weitere Möglichkeit gegeben, ihnen Wege günstiger Gestaltung des Lebens zu weisen. Die Jugendbücher müssen darum so geschrieben sein, dass sie dem auch voll genügen. Sie müssen spannend sein und nicht langweilig, müssen von Leben und Erleben erfüllt, farbig, bewegt, reich an Aktionen sein, ohne jedoch in Oberflächlichkeit oder gar Kitsch abzugleiten. Ferner müssen sie, wenn sie belehren wollen, es unauffällig und unaufdringlich tun, indem sie es als selbstverständlich aus dem ganzen Geschehen fliessen lassen. Der grossen Bedeutung der Tatsache, dass der «Held» des Buches als Vorbild, als «Führer» im Geistigen zu gelten und damit als das Wollen und Handeln des Jugendlichen bestimmendes Kraftzentrum in der Seele desselben zu wirken vermag, muss besondere Beachtung geschenkt werden. Der «Held» muss so beschaffen sein, dass er es verdient, ein solches Kraftzentrum zu bilden, den Jugendlichen ethisch, religiös, überhaupt kulturell zu führen. Diesen Zweck verfolgen die Jugendbüchereien, wie die Sammlung guter Schriften. Nur auf diesem Wege, dem der Kompensation, des Ersatzes des begehrten Schlimmen, Verderblichen durch das begehrte, ebenfalls Lust, aber gesunde, vermittelnde Gute und Aufbauende ist das Ziel, die Jugend für das seinem Geist und seinem Charakter wirklich dienende Buch zu gewinnen, erreichbar.» (Verlag Gerber, Buchdruck, Schwarzenburg.)

Besprechung von Jugend- und Volksschriften

Vom 10. Jahre an

Rudolf Burckhardt: *Tiergeschichten für die Jugend*. Verlag: Walter Loepthien, Meiringen. 64 S. Brosch. Fr. 2.—

Von den letzten Lämmergeiern im Berner Oberland, Aus der Kinderstube eines Schäferhundes, Tiergeschichten vom Missionsfeld sind die hauptsächlichen Themen des anspruchlosen Büchleins. Der Verfasser erzählt im Tone eines alten Papas, gemütlich, schalkhaft, stets liebenvoll, aber nicht aus einer kritischen Einstellung zum tierischen Verhalten heraus. So bedürfen die Ereignisse mit den fremdländischen Tieren der Nachprüfung, um ihre Glaubwürdigkeit zu verbürgen. Das beste Stück unter allen sind die Erlebnisse mit einem Maultier. W.

Vom 13. Jahre an

Walther Diethelm: *Bruder Klaus*. Das Bild eines Heiligen. Rex-Verlag, Luzern. 80 S. Kart. Fr. 3.90.

Das Büchlein ist sehr aktuell. Es will «in einigen Pinselstrichen» die Züge des grossen Gottesmannes erstehen lassen. Der Verfasser schöpft aus einer reichen Kenntnis der Tatsachen und geht mit Liebe und Ehrfurcht auf innere und äussere Begebenheiten im Leben des Bruders Klaus ein. Wir (auch die «Andersgläubigen») achten diesen als grossen Schweizer und Christ. Doch ist zu beanstanden, wenn die besondere Auffassung der protestantischen Schweiz übergangen oder der der katholischen gleichgesetzt wird. Oder glaubt der Verfasser, der von ihm zitierte Satz des Nuntius vom Jahre 1588 habe heute seine Gültigkeit: Nicht nur alle Katholiken wünschen diese Heiligsprechung, sondern auch die Andersgläubigen stimmen, wenn auch nur heimlich, mit ihren Wünschen überein (S. 77). Einseitig konfessionell ist auch die Deutung einer Briefstelle, wo der Klausner von «einfallenden Teufeln» spricht und in denen Diethelm den Hinweis auf die spätere «Glaubensspaltung» erblickt (S. 67). Trotz unverkennbarer Vorzüge und einer erstklassigen Ausstattung mit Illustrationen (Photographien), kann das Büchlein protestantischen Kindern nicht empfohlen werden. Sein Leserkreis muss auf die katholische Jungwelt beschränkt bleiben. Ha.

Walther Diethelm: *Bruder Klaus*. Das Leben unseres lieben Landesvaters. Der Schweizer Jugend erzählt. Walter Verlag, Olten. 228 S. Leinen. Fr. 8.60.

«Um der Schweizer Jugend den grossen Klaus von Flüe nahe zu bringen», hat Pater Diethelm dieses Buch geschrieben, und wir zweifeln nicht, dass ihm die katholische Jugend in seiner der kindlichen Fassungskraft angepassten Darstellung zu folgen vermag. Aber so sehr wir eine kindstümliche Lebensbeschreibung des Klausners im Ranft wegen seiner vaterländischen Gesinnung und seiner Frömmigkeit begrüssen würden, so müssen wir für protestantische Kinder dieses Buch entschieden ablehnen, und wir bedauern es, aber es muss immer wieder gesagt sein: durch die Heiligsprechung hat man uns Protestanten den Klaus ferner gerückt. Darum müssen wir auch den ihm von der andern Seite zugeschriebenen Namen «Landesvater» ablehnen, so sehr wir auch heute, ja besonders heute, jede vermittelnde Bemühung von der Art wie sie Niklaus von Flüe geübt hat, schätzen. R. F.

Anton Loetscher: *Ruedi erobert die Klasse*. Rex-Verlag, Luzern. 168 S. Fr. 6.80.

Eine katholische Schülervereinigung, die «Jungwacht» gewinnt einen treuen Pionier, den Ruedi, und dieser erobert die ganze Klasse für die kirchliche Jugendgruppe. In seinem Kampf hilft ihm der «Präses», ein Vikar, der das beste Verständnis für alle Nöte der Buben hat und mit seinem Beispiel wertvoll auf sie einwirkt.

Das Buch hat viel Positives: ein frischer, lebendiger Geist weht darin. Der Stil ist flüssig, rassig im Sinn der Bubensprache und wird daher Knaben ansprechen. Die katholische Presse wird des Lobes voll sein. Wir können jedoch nicht voll bestimmen. Vieles ist leider in der bekannten Weiss-Schwarz-Manier geschrieben. Die Lehrerschaft ist stellenweise verzerrt gezeichnet. Zudem finden wir jene Anpassung an den Geschmack der Kinder, die sich in vielen neueren Jugendbüchern breit macht, die aber der Forderung widerspricht, die Otto von Geyrer an den Schriftsteller richtete: «nicht zum Kind hinabzuschreiben». Wir können daher das Buch nicht einmal katholischen Lesern aus voller Ueberzeugung empfehlen. Für protestantische Kinder muss es zudem der sich leider unverhohlen äussernden kirchlichen Tendenz wegen abgelehnt werden. E. W.

André Maurois (Uebersetzer Walter Widmer): *Patapuffer und Filiferen*. Verlag: Francke, Bern. 95 S. Kart. Fr. 6.80.

Der zwischen den beiden Weltkriegen berühmte französische Romancier André Maurois hat mit diesem Büchlein eine Farce geschrieben, die ein bisschen unter dem üblichen Niveau seiner galanten Romane steht. Die Reise und die Erlebnisse zweier Brüder ins Reich der unterweltlichen Patapuffer und Filiferen sind ein wenig dem alten bewährten Jonathan Swift abgeguckt, ohne aber bei weitem dessen gewaltiges erzählerisches Können und die tiefmenschliche Qualität zu besitzen. Maurois Buch soll eine Satire auf die Oberwelt sein, auf die Reiche der Menschen, die sich um nichts bekriegen. Es besitzt aber zu viel Drastik, um wirklich etwas Positives zu sagen, und zu wenig Geist, um ernst genommen zu werden. Kinder können damit nach meiner Meinung wenig anfangen. Wären nicht die vielen lustigen, wenn auch oft überbordenden Bilder, so bliebe der Text dürftig genug.

O. B.

Paul Perrelet: *Falten, Scheren, Flechten*. Ein Beschäftigungsbuch für Kinder von 6–12 Jahren. Herausgegeben vom Schweiz. Verein für Knabenhandarbeit und Schulreform. Text deutsch und französisch. Verlagsleiter: J. Menzi, Lehrer, Mollis. 140 S. 60 ganzseitige Abbildungen. Fr. 4.70.

Die zweite Auflage dieses vorzüglichen Lehr- und Beschäftigungsmittels weist gegenüber der ersten verschiedene Zusätze auf. In Haus und Schule leistet das Buch ausgezeichnete Dienste; denn es gibt mannigfache Anregungen zu sinnvoller Betätigung der Kinder: Papierfalten, Flechten, Scherenschnitte, Herstellung von Gegenständen aus Papier, Halbkarton oder wertlosen Abfällen.

Kl.

David Severn (übersetzt v. G. Schmerzer und bearbeitet von Marga Markwalder): *Rund um den Galgenwald*, eine fröhliche Abenteuergeschichte aus England. Verlag: Sauerländer, Aarau. 213 S. Halbleinen. Fr. 7.60.

Das natürliche, kindlich gegebene Abenteuer ist es, was dieses anspruchslose und darum gerade ansprechende Kinderbuch auszeichnet. Zwei Großstadtkinder erleben ihre Ferien auf dem abgelegenen Bauernhof. Ihr Aufenthalt gestaltet sich zu einer zusammenhängenden Kette von aufregenden Ereignissen: man entdeckt den geheimnisvollen «Mann im Walde», den «Robinson», man macht Jagd auf die nächtlich entflohe Sau, man erlebt den dörflichen Markt, durchforscht den verhexten «Galgenwald» usw., und führt ein von Aufregung zu Aufregung sich prächtig entwickelndes Feriendasein.

Das Abenteuer in seiner Naivität, in der Begegnung mit dem Kleinen, das Abenteuer des unbeachteten Alltags in der kindlichen Auswertung ist es, was diesem Buch den Reiz gibt und es zu einem ebenso unterhaltenden wie belehrenden Jugendbuch stempelt. Hier liegt eine Detektivgeschichte vor, zu der man herzlich ja sagen kann.

O. B.

Rosa Weibel: *Peter von der Himmelsweid*. Verlag: Benziger, Einsiedeln. 160 S. Leinen. Fr. 8.60.

Peter, dessen Beine gelähmt sind, ist ein guter Zeichner. Eine Malerin nimmt sich seiner an und lässt ihn glauben, dass er einmal ein berühmter Künstler werden könne. Der kritische Leser ist skeptisch. Noch viel weniger überzeugend wirkt es, wenn der kaum konfirmierte Peter einem Vagabunden so ins Gewissen redet, dass dieser schnell ein guter Mensch und Freund und dauernder Helfer wird. Die Erzählung des berühmten Arztes von seinen Erlebnissen in China ist an den Haaren herangezogen; das gehört in keiner Weise zur Geschichte. Die Verfasserin hat das läbliche Bestreben zu erzielen, überall auf das Schöne hinzuweisen; aber sie bringt des Guten mehr als genug, und so enthält die Geschichte allzuviiele verweilende Betrachtungen, die den Fortschritt der Handlung lähmen und wenig Spannung aufkommen lassen.

R. S.

Vom 16. Jahre an

Hans Adrian: *Chapopote*. Eine Erzählung um Mexikos Erdöl. Ernst Reinhart-Verlag, Basel. 136 S. Leinen. Fr. 6.60.

Erlebnisse eines schweizerischen Petrogeologen in Mexiko. Das Buch gibt interessante Aufschlüsse über die mexikanischen Petrolvorkommen, die Schwierigkeiten in der Erforschung der Lagerstätten, deren Entstehung und die Gewinnung des Petrols. Wertvoll sind auch die Einblicke in Sitten und Gebräuche, Land und Volk. Illustrationen gut.

H. S.

Jeremias Gotthelf: *Das Erdbeer-Mareili. Hans Joggeli der Erbvetter. Michels Brautschau*. Rascher-Verlag, Zürich. 224 S. 3 Bde., geb. Fr. 3.60, 3.90, bzw. 5.80.

In der Serie der hübschen und handlichen «Schweizerischen Bibliothek» des Verlags Rascher, Zürich, sind drei Bändchen der schönsten Erzählungen von Jeremias Gotthelf erschienen. Nicht nur die drucktechnische Ausstattung lässt sie unter den bisherigen Einzelausgaben hervortreten, sondern dass sie auch mit strichfeinen Illustrationen von Albert Anker versehen sind, die fein und echt die Atmosphäre der bäuerlichen Welt Gotthelfs wiedergeben.

Im «Erdbeer-Mareili» hat Gotthelf seine zarteste Erzählung geschaffen, in der das Kind der Einsamkeit zur verehrenden Gefährtin des Schlossfräuleins und später zur werktätigen, stillen Erzieherin in der Abgeschiedenheit wird. Im «Hans Joggeli der Erbvetter» tritt uns eine bäuerliche Gestalt entgegen, die Gotthelf mit köstlichem Schalk und überlegener Menschenkenntnis ausgestattet hat. Die Szenen mit seinen erblustigen Verwandten sind voll blühender Komik.

Mit homerischer Schöpferlaune schreitet Gotthelf seine bäuerliche Welt ab in «Michels Brautschau», das eine Fülle komischer Situationen und Begegnungen birgt. Als Klassenlektüre eignen sich alle drei Erzählungen, um in die Welt Gotthelfs einzuführen, die letzten zwei freilich erst vom 15. bzw. 16. Altersjahr an.

Wi. K.

Leonardo da Vinci: *Handzeichnungen*. Arche-Verlag, Zürich. 14 S. plus 15 Tafeln. Kart. Fr. 3.80.

Die Ausstellung der Ambrosiana in Luzern hat weiten Kreisen zum erstenmal tiefer Einblicke in die geheimnisvolle, unergründliche Persönlichkeit Leonards vermittelt. Vorab der geniale Techniker und Erfinder kam da zur Ansicht. Seine andere Seite, die darstellend-künstlerische ist wohl aus seinen Zeichnungen leichter erkennbar als aus den Gemälden, von denen manche durch Uebermalung entstellt, andere verloren, zerfallen, verschollen sind. Schon die wenigen hier reproduzierten Blätter lassen die grandiose Spannweite seiner Kunst erkennen, Anmut, Liebe, Würde, Trauer, Skepsis, Leidenschaft spricht aus ihnen.

R. F.

Michelangelo: *Handzeichnungen*. Arche-Verlag, Zürich. 13 S. plus 15 Tafeln. Kart. Fr. 3.80.

Mit den 15 vorliegenden Wiedergaben von Bleistift- und Rötelzeichnungen will der Kommentator Harald Fisher zeigen, wie Michelangelos Zeichnungen, seien sie nun bloss flüchtig hingeworfene Gedankennotizen, seien sie weiter ausgeführte Skizzen oder gar zu Ende geführte Zeichnungen, für den Meister selber immer nur Vorstufen, Vorarbeiten zum eigentlichen Werk — Gemälde oder Skulptur — waren. Uns heutigen Beschauern bedeuten sie zumeist schon vollendete kleine Kunstwerke, wenn ihnen vielleicht auch die geplante Ausführung in Marmor oder al fresco nicht immer gefolgt ist. Die zum Teil verkleinerten Reproduktionen sind sorgfältig ausgeführt.

R. F.

Rudolf Stickelberger: *Abraham Lincoln. Friedrich Reinhardt*, Basel. 117 Seiten. Leinen. Fr. 5.50.

Das Büchlein ist, wie der Untertitel sagt, die *Erzählung* des Lebens des grossen Amerikaners. Sachlich, ungeschminkt (bisweilen mit etwas zu wenig Wärme) wird auf gut 100 Seiten die Jugend in den primitiven Verhältnissen einer Siedlerfamilie und der Aufstieg des ehrlichen, unbestechlichen Advokaten zum ersten Bürger seines Landes dargestellt. In Lincoln spiegeln sich überdies die Geschehnisse einer wichtigen, ereignisreichen Epoche der Vereinigten Staaten von Amerika; sein Wesen und seine Ideale bilden ein notwendiges Gegengewicht zu der einseitigen Betonung der technisch-wirtschaftlichen Bedeutung dieses Landes.

Ha.

Henri Vallotton (übersetzt v. N. O. Scarpi): *Mensch und Tier in Afrika*. Artemisverlag, Zürich. 212 S. Geb. Papier. Fr. 7.80.

Vallotton versucht, in einer Rahmenerzählung durch einen Onkel aus Afrika den Nichten und Neffen die Entdecker und Forscher des «Dunklen Erdteils» nahe zu bringen. Während die Charakteristik der Familie am Genfersee und der dienstbaren Geisten aus Afrika recht gut und humorvoll gelungen ist, wirken die Berichte über die Afrikaforscher leicht lehrhaft und trocken. Das Ganze muss jedoch als wertvolle Darstellung von Land und Leuten Afrikas gewertet werden. Das Buch ist mit Zeichnungen hübsch illustriert und weist gute Kartenskizzen auf.

R.